

PROTOKOLL

Begrüßung

Körper

Meine sehr geehrten Herren!

Darf ich Sie zu unserem 15. Bergedorfer Gespräch herzlich willkommen heißen. Mein besonderer Gruß gilt den heutigen Referenten, Herrn Dr. Schumacher und Herrn Dr. Rau. Ich freue mich mit Ihnen allen, daß sich Herr Professor Salin bereit erklärt hat, die Gesprächsleitung zu übernehmen.

Es ist verständlich, wenn man sagt, daß die Entwicklungshilfe in einem Wirtschaftssystem, das anscheinend vom wirtschaftlichen Selbstinteresse bewegt wird, ein systemfremdes Phänomen sei. Man könnte sich daher fragen, ob dieser anstrengende Hilfsprozeß, in dem wir mit den übrigen Industriegesellschaften engagiert sind, als eine vorübergehende Notmaßnahme - ähnlich der amerikanischen Auslandshilfe nach dem Zweiten Weltkrieg - oder als neues Strukturelement in der Weltwirtschaft anzusehen sei.

Phänomen und Wirklichkeit der Entwicklungshilfe, ebenso wie Phänomen und Wirklichkeit der "unterentwickelten" Gebiete, entstammen in ihren Zwängen, in Druck und Gegendruck, der Revolte gegen den Kolonialismus und den Ressentiments gegen den Reichtum des Westens. Es ist eine Kettenreaktion, die besonders durch den Zweiten Weltkrieg und seine ideologischen Auswirkungen beschleunigt wurde, eine Verschmelzung zwischen politischen und wirtschaftlichen Problemen, die ideologisch mit Sprengstoff angereichert sind.

Über Nachahmungseffekte hinaus, wie sie die Lateinamerikanische Freihandelszone oder Versuche im afrikanischen Raum darstellen, haben sich die armen Staaten auf der Welthandelskonferenz in Genf vereinigt. Nach dem Ergebnis dieser Welthandelskonferenz, ein Prozent des Sozialproduktes als Minimum der Entwicklungshilfe festzulegen, müssen die Industrienationen im politischen, wirtschaftlichen und damit auch technischen Raum erneut beziehungsweise endlich nach Ansätzen für möglichst gemeinsame, sachlich-nüchterne Rezepte fragen. Die Bedeutung der Konferenz lag doch darin, daß sie überhaupt stattfand und daß sich hier die Gruppe der 75 ein politisches Machtinstrument schuf. Die soziale Revolution der armen gegen die reichen Länder, die sich in den letzten Jahren immer deutlicher abhob, hat auf dieser Konferenz ihre Form und ihr Ziel gefunden. Ihr Denken ist vom politisch erzwungenen Recht auf Fortschritt bestimmt.

Der Oxforder Nationalökonom Little betont in seiner Analyse britischer Hilfe für Afrika, daß die Zeit für Prestigeprojekte vorbei sei. Wenn er des weiteren feststellt, daß eine Million Pfund, die für intensive Forschung über Geburtenkontrolle ausgegeben werden, für die Entwicklung dieser Länder mehr erreichen, als das ganze bisherige Welthilfeprogramm bis heute erzielte, so sollten wir auch in unserem heutigen Gespräch den realen Sachverhalt dieser Hypothese - um falsche Vorstellungen zu vermeiden sichtbar machen.

Wenn wir Indien zum Beispiel innerhalb demokratischer Arbeitsweisen erhalten sehen wollen, ist es mehr als nur interessant zu fragen, was denn wohl passieren könnte, wenn sich der Vorsprung Chinas vergrößerte. Müssen wir uns also nicht verantwortlich um das Gelingen auch der kleinsten Phase des neuen Fünfjahresplanes bemühen?

Vielleicht ist die Schwierigkeit unserer Fragen darin begründet, daß wir gezwungen sind, verschiedene, der jeweils bestehenden Situation angepaßte Modelle der Entwicklung anzubieten, also konsequent zu fragen, wo und wie und in welchen Stufen überschaubar und fruchtbar vorgegangen werden müsse. Aus diesen und ähnlichen Einsichten erscheint mir die Formulierung des heutigen Themas besonders wesentlich.

Darf ich Sie nun, sehr verehrter Herr Schumacher, bitten, mit Ihrem Referat zu beginnen.

Schumacher

Meine Herren!

Diskussionen über Auslandshilfe erschöpfen sich allzuoft in der Frage: "Wie kann man den Umfang der Hilfe vergrößern?" Wenn gelegentlich an dem Erfolg der ganzen Unternehmung Kritik geübt wird, erliegt diese sehr schnell der These, daß bei Vergrößerung des Einsatzes sich alles zum Besten wenden würde. Natürlich fehle es nicht nur an Geld, sondern auch an gewissen geistigen Voraussetzungen. Damit stößt die Diskussion auf die Erziehungsfrage. Soll man die Menschen in Europa und Amerika ausbilden oder die Ausbilder selbst in die Entwicklungsländer entsenden? Soll man hauptsächlich Wissenschaftler und Lehrer heranbilden oder Ingenieure, Techniker, Buchhalter, Vorarbeiter, Verwaltungsbeamte? Was wäre bei alledem die Rolle des Staates - bei den Gebenden wie bei den Nehmenden - oder die Rolle privater Gruppen? Was wäre insbesondere die Rolle der Privatwirtschaft?

Diskussionen dieser Art setzen stillschweigend voraus, daß wir uns über das Ziel der Auslandshilfe einig sind und daß die Auslandshilfe - im großen und ganzen, von unvermeidlichen Kinderkrankheiten und besonderen Fehlleistungen abgesehen - das gesteckte Ziel erreicht oder sich ihm jedenfalls nähert.

Sind diese stillschweigenden Voraussetzungen statthaft? Ich glaube, sie sind es nicht. Die Auslandshilfe befindet sich in einer schweren Krise - und ebenso die meisten der Entwicklungsländer. Wir dürfen nicht so tun, als sei alles in Ordnung und allenfalls nur eine Frage der Quantität. Schon die Vielfalt der Motive, denen eine Vielfalt von Zielen entspricht, muß bedenklich stimmen. Und käme es etwa auf die Motive nicht an?

"Es muß etwas geschehen! Es muß immer mehr geschehen!", so ertönt es von allen Seiten. Es ist aber von einiger Wichtigkeit, daß das Richtige geschieht. Daß hinter der Auslandshilfe ein guter Wille steht - neben anderen Motiven, auf die ich hier nicht eingehen will;- , soll nicht bestritten werden. Wir wissen aber auch, daß der gute Wille allein oft nicht ausreicht, besonders wenn er von einer Vielfalt von andersartigen Motiven und Zielsetzungen verwirrt wird. Nichts im Leben ist schwieriger, als anderen wirksam zu helfen. Eine kurze, energische Hilfsaktion in Antwort auf eine plötzliche Katastrophe, ja, das können wir vielleicht heute besser als je zuvor. Dazu besitzen wir hervorragende technische Mittel. Aber "Entwicklungshilfe", wirklich helfende Hilfe, die ganzen Völkern ein besseres Leben ermöglicht, als sie es von sich aus bewerkstelligen können? Das erfordert auf jeden Fall eine tiefe Einsicht in die geheimen Zusammenhänge menschlichen Verhaltens, die durch den Einsatz noch so großer technischer Mittel nicht ersetzt werden kann.

Ich gehe also davon aus, daß es sich bei der Entwicklungshilfe-wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie - um einen ehrlichen Versuch der Wohlhabenden handelt, den Armen zu helfen. Es ist aber wünschenswert, hier doch etwas genauer zu präzisieren. Mir scheint es in diesem Bereich nur ein wirklich verpflichtendes Ziel zu geben: den Elenden zu helfen; das Elend auf der Welt zu vermindern. Ich spreche nicht von "Armut", sondern von "Elend". Armut ist ein relativer, Elend hingegen ein absoluter Begriff. Ich kenne Leute, die sich für arm halten, obgleich sie von den meisten ihrer Mitmenschen als wohlhabend betrachtet werden würden. Die Frage ist einfach, ob ein Mensch genug hat, um menschenwürdig leben zu können. Viele Millionen von Menschen haben das nicht: Sie leben im Elend. Sie hungern, sie frieren, sie verkommen. Arm ist, wer sich nichts leisten kann, aber doch sein Auskommen hat. Elend ist, wer nicht einmal sein Auskommen hat.

Mir also scheint das rechte Ziel der Entwicklungshilfe nicht einfach die Vermehrung des Wohlstands oder die Hebung des Lebensstandards zu sein, sondern die Verminderung des Elends in der Welt. Ich halte es für sehr zweifelhaft, ob es die Pflicht des reichen Mannes ist, dem ärmeren zu Wohlstand zu verhelfen. Aber ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es die Pflicht aller Menschen ist, die selbst - wie man sagt - ihr Auskommen haben, ob reich ob arm, sich zu bemühen, die Elenden aus ihrem Elend zu befreien.

In diesem Sinne denn: Führt die Entwicklungshilfe zum Ziel?

Wir können uns hier nicht einfach auf Statistiken des Volkseinkommens in den verschiedenen Ländern verlassen. Präsident Johnson hat darauf hingewiesen, daß in den Vereinigten Staaten, angeblich dem reichsten Land der Welt, 38 Millionen Menschen in bitterer Armut leben. Ich habe leider keinen Zweifel, daß viele von diesen, vielleicht die Mehrzahl, nicht zu den Armen, sondern zu den Elenden zu rechnen sind. Auch die Ziffern des Volkseinkommens der Entwicklungsländer geben uns wenig

Aufschluß über den Umfang des Elends in diesen Ländern, und sogar die Steigerung des Volkseinkommens im Laufe der Zeit ist noch lange kein Beweis für eine Verminderung des Elends.

Verlassen wir uns also erst einmal nicht auf Statistiken, sondern auf die direkte Anschauung - unsere eigene oder die von Augenzeugen. Hier ist ein sehr typischer Bericht aus der Zeitschrift "Time":

"Fidel Escalante, 56 Jahre alt, tat, was Hunderttausende von Lateinamerikanern jedes Jahr tun: Er packte seine paar Habseligkeiten zusammen und machte sich auf, in der großen Stadt sein Leben aufs neue zu beginnen. Aber sein neues Leben ist schwerlich besser als sein altes. Gelegentlich findet er Arbeit als Maurer; seine Bleibe ist ein Unterschlupf in dem Elendsgürtel von "shanty towns", der jede große Stadt umgibt. "Ich möchte in mein Dorf zurück", sagt er, "aber es hat keinen Sinn, davon zu sprechen. Ich müßte doch wieder umkehren. Es gibt keinen Ausweg."

Und weiter in demselben Bericht:

"Für fast alle dieser Zuwanderer sind die Chancen, jemals dem Elendsgürtel zu entkommen, gering. Der Mann findet gelegentlich Arbeit; die Mutter verkauft Kürbiskerne und Erdnüsse an einer Straßenecke, die weil die Kinder Zeitungen oder Lotteriescheine verhöckern oder in den Abfallern nach Nahrung suchen."

überall wandert die Landbevölkerung in die großen Städte, um der Arbeitslosigkeit und dem Hunger zu entkommen, trifft aber in den großen Städten nur selten etwas anderes als Arbeitslosigkeit und Hunger an. Die "slums" und "shanty towns" wachsen in manchen Fällen zehnmal so schnell wie die Stadt selbst. Unzählige Menschen verfallen einem hoffnungslosen Elend, sehnen sich danach, in ihr Dorf zurückzukehren, aber wissen, "es gibt keinen Ausweg".

Dies ist das Bild, das sich dem unvoreingenommenen Beobachter nicht nur in Lateinamerika, sondern ebenso in fast allen übrigen sogenannten Entwicklungsländern darbietet. Nur diejenigen, die, statt die Augen aufzumachen, sich an Statistiken des Volkseinkommens und an Fünfjahresplänen berauschen, sehen es nicht. Oder sie sehen es wohl, aber klammern sich an unmenschliche und lebensfremde Theorien, die es ihnen ermöglichen, trotz wachsenden Elends von wirtschaftlicher "Entwicklung" zu sprechen.

Voraussagen über die Größe der wichtigsten Städte der Entwicklungsländer in einigen Jahrzehnten verschlagen einem den Atem. Kingsley Davies hält es für möglich, daß Kalkutta in den nächsten sechs Jahren auf 12 bis 16 Millionen und bis zum Jahre 2000 auf 35,6 Millionen (niedrige Schätzung) bis 66 Millionen (hohe Schätzung) Einwohner anwachsen wird. Ähnliche Schätzungen gibt er für neun andere indische Städte, die alle eine Größe zu erreichen drohen, die mit einem Maximum von Unwirtschaftlichkeit ein Maximum an menschlicher Verelendung verspricht. Zehn Städte in Lateinamerika haben bereits die Millionengrenze überschritten. Nach Schätzungen der UNO werden es bis 1980 sechsundzwanzig sein. Was eine Millionenstadt "kostet", das heißt, welcher wirtschaftliche Aufwand notwendig ist, um die Lebenszustände in einer Millionenstadt auch nur erträglich zu machen, davon kann man sich überall leicht ein Bild machen - am eindrucksvollsten vielleicht in Japan. In Indien und in vielen anderen Teilen der Welt wird es zunehmend klar, daß der erforderliche Aufwand nicht erstellt werden kann und daß der Versuch, die wachsenden Städte auch nur einigermaßen funktionsfähig zu erhalten, der gesamten Volkswirtschaft untragbare Lasten auferlegt.

Es ist also nicht schwer, aus der direkten Anschauung zu lernen, daß die meisten, wenn nicht gar alle Entwicklungsländer an zwei lebensgefährlichen Krankheiten leiden: Massenarbeitslosigkeit und massenhafte Abwanderung vom Lande in die Großstädte. Diese beiden Krankheiten verschärfen sich von Jahr zu Jahr. Soweit sich die Literatur der Entwicklungshilfe überhaupt mit ihnen beschäftigt, werden sie zumeist als mehr oder weniger natürlich und unvermeidbar hingestellt. In einem kürzlich erschienenen Artikel über "Manpower Planning in Developing Countries" in der "International Labour Review" heißt es unbesorgt:

"In den Entwicklungsländern können infolge begrenzter Kapitalmittel nicht genügend Arbeitsstellen geschaffen werden, um die bestehende Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung zu überwinden und zugleich mit dem Wachstum der arbeitsfähigen Bevölkerung fertig zu werden ... Diese Länder können das Ziel der Vollbeschäftigung nicht in ihre direkten Planungsziele aufnehmen".

Damit ist gleichzeitig gesagt, daß der Massenwanderung der Arbeitssuchenden in die Großstädte auch nicht zu steuern sei. In dem jüngsten Bericht des türkischen Planungsamtes wird vermerkt, daß selbst bei einer siebenprozentigen sogenannten "Wachstumsrate" die Arbeitslosigkeit nach 15 Jahren nicht überwunden sein würde:

"Arbeitsplätze müßten für etwa 7,5 Millionen Menschen während der nächsten 15 Jahre geschaffen werden. Unter Zugrundelegung einer siebenprozentigen Wachstumsrate - die angesichts der inneren und äußeren Mittel der Wirtschaft recht hoch ist - wird selbst die Erfüllung der Investitions- und Produktionsziele des Plans neue Arbeitsmöglichkeiten nur für etwa 6,8 Millionen Menschen bringen."

Es wird dann ohne nähere Einzelheiten von der Notwendigkeit "spezieller Maßnahmen" gesprochen, deren Ziel es sein soll, "zusätzlich Arbeit nichtlandwirtschaftlichen Charakters in den Landgebieten zu schaffen und ein Gleichgewicht zwischen dem Abwanderungsstrom der Bauern in die Städte und den für sie erstellten Arbeitsmöglichkeiten hervorzubringen."

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Ob die Vorausberechnungen der verschiedenen Entwicklungsländer sich auf fünf, fünfzehn oder fünfundzwanzig Jahre erstrecken: das Bild verfinstert sich, statt sich aufzuhellen; die Zeit heilt nicht, sondern verschlimmert das Elend, das aus Massenarbeitslosigkeit und Massenlandflucht entsteht.

Was sagen die Wirtschaftsexperten dazu? Sie sagen selten mehr, als daß die Armut von der Poverität kommt oder - vornehmer ausgedrückt - daß es sich um einen *circulus vitiosus* handelt, indem nämlich die bestehende Armut die Sparquote niedrig hält, die niedrige Sparquote Kapitalmangel bedingt und der Mangel an Kapitalmitteln die Arbeitsmöglichkeiten beschränkt.

Es ist an der Zeit, dieser verzweiflungsvollen Argumentation einmal auf den Zahn zu fühlen. Kapitalmittel sind im großen und ganzen dazu da, Arbeit zu sparen oder zu erleichtern. Fehlt es also an Kapital, so sollte es mehr Arbeit geben und vielleicht schwerere Arbeit - aber warum Arbeitslosigkeit? War die Menschheit etwa vor dem Maschinenzeitalter arbeitslos? Verließen die Bauern zu Hunderttausenden das Land wie Fidel Escalante, um in der großen Stadt zu verelenden? Ich habe diese und ähnliche Fragen in vielen Entwicklungsländern gestellt und selten mehr als ein ungläubiges Kopfschütteln hervorgerufen. "Es läßt sich doch nachweisen, daß es nicht möglich ist, in 5, 15 oder sogar 25 Jahren genug Stahl, Elektrizität und Zement herzustellen, die zur Schaffung der erforderlichen Anzahl von Arbeitsplätzen notwendig wären!" So wird mir entgegnet.

Also hier liegt der Hase im Pfeffer! Stahl, Elektrizität und Zement! Die S.E.Z.-Ideologie der Experten! Vielleicht ist es nützlich, sich einmal daran zu erinnern, daß es diese drei lebenswichtigen Wirtschaftsgüter vor hundert Jahren überhaupt noch nicht in nennenswerten Mengen gab.

Es lohnt sich immer, wenn man neuen und ungewohnten Problemen gegenübersteht, erst einmal alle Theorien zu vergessen und der direkten Anschauung den größtmöglichen Raum frei zu machen. In Bihar, dem ärmsten Staate Indiens, befinden sich die außerordentlich weitläufigen Ruinen der alten Universitätsstadt Nalanda, dem berühmtesten Zentrum buddhistischer Studien aus etwa dem fünften Jahrhundert nach Christi Geburt. Hier lebten also vor rund fünfzehnhundert Jahren viele Tausende von Lehrern und Studenten in großartigen Steingebäuden ein -wirtschaftlich betrachtet- rein parasitäres Leben. Wovon lebten sie? Von den Lebensmitteln und anderen Verbrauchsgütern, die - in einem Zeitalter minimaler Transportmittel - aus der nächsten Umgebung dieser Universitätsstadt beschaffbar gewesen sein müssen. Die Produktivität der Bevölkerung dieser nächsten Umgebung muß also derart gewesen sein, daß solche Überschüsse über die eigene Bedarfsdeckung hinaus hervorgebracht werden konnten. Und nun schauen Sie sich dieses Gebiet heute an: ein uferloses Elend! Vor fünfzehnhundert Jahren gab es weder Stahl noch Zement noch Elektrizität, trotzdem aber Produktionsüberschüsse, die genügten, um diese großartige Universitätsstadt nicht nur zu bauen, sondern auch laufend zu versorgen. Und Arbeitslosigkeit gab es nicht einmal als Vokabel.

Jeder von Ihnen kann diesem Beispiel aus eigener Anschauung andere beifügen. Man braucht gar nicht weit zu reisen; in Westeuropa gibt es genug Zeugen der hohen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit unserer vorindustriellen Ahnen. Gewiß gab es viele Arme, aber Elende gab es nur zeitweise als eine direkte Folge von Kriegen, Pestilenzen und Hungersnöten. Die leider allzu populäre Auffassung, die Menschheit habe bis zur Erfindung der Dampfmaschine durch Mr. James Watt in einem immerwährenden malthusischen Elend gelebt, ist wirklich unhaltbar; sie scheint aber im Unterbewußtsein der großen Mehrzahl heutiger "Entwicklungswirtschaftler" immer noch herumzuspuken.

Wer die Krankheit nicht versteht, wird in der Behandlung schwerlich Erfolg haben. Es gilt, die Krankheit der Entwicklungsländer erst einmal zu verstehen und nicht so zu tun, als ob es sich um einen vorindustriellen "Normalzustand" handele. Armut hat es auf der Welt immer gegeben; aber das langfristige Elend großer Menschenmengen und die Unfähigkeit großer Völker, sich aus diesem Elend aus eigener Kraft zu befreien, das ist ein in der Menschheitsgeschichte neues Phänomen. Nur wenn wir die Neuartigkeit und den Skandal dieser schrecklichen Erscheinung wirklich begreifen, geben wir uns eine Chance, möglicherweise helfend einzugreifen.

Untersuchen wir also einmal diese doppelte Krankheit von Landflucht und Massenarbeitslosigkeit. Wie ich schon sagte: Sie auf Kapitalmangel zurückführen zu wollen ist unsinnig. Sie einfach aus der sogenannten «Bevölkerungsexplosion» zu erklären ist - von ganz speziellen Ausnahmen abgesehen - ebenso unsinnig. Oder wollte man wirklich behaupten, daß sagen wir - Indien unter Landflucht und Massenarbeitslosigkeit nicht zu leiden hätte, wenn dort statt 450 Millionen nur 300 Millionen Menschen lebten? Nichts, gar nichts spricht für eine solche Annahme. Damit soll durchaus nicht bestritten sein, daß die weitere Zunahme der Bevölkerung alle Probleme verschärfen mag. Nur als Ursache und Erreger der Krankheit kann ein Wachsen der Bevölkerung nicht angeführt werden; denn eine Grundwahrheit läßt sich nicht ableugnen: Mit jedem Mund kommen auch ein Paar Hände in die Welt, und die Menschheit hat bisher immer gefunden, daß die Hände genug produzieren können, um den Mund zu füttern. Ja, mehr als das: Alle gesunden Gemeinschaften haben zu allen normalen Zeiten auch bei schnellster Bevölkerungszunahme mehr geleistet, als zur bloßen Lebenserhaltung notwendig war; sie haben Überschüsse hervorgebracht, aus denen nicht nur Kapital angesammelt wurde, sondern auch eine mehr oder weniger verschwenderische Kultur geschaffen werden konnte. Daß diese Überschüsse an Kraft und Produktivität nur zu oft in kriegerischen Abenteuern vergeudet worden sind, läßt sich leider auch nicht leugnen, ist aber ein klarer Beweis dafür, daß Überschüsse da waren.

Die doppelte Krankheit von Landflucht und Massenarbeitslosigkeit also ist etwas Neues, etwas relativ Neues, das sich weder aus Kapitalmangel noch aus Bevölkerungsvermehrung erklären läßt. Nun mag es bei dieser wie bei manchen anderen Krankheiten eine ganze Anzahl von Erregern geben, und ich werde hier nicht den Versuch unternehmen, allen diesen Erregern nachzuspüren. Die Krankheitsgeschichte von Sizilien ist zweifellos eine andere als die von Indien oder Südamerika. Wie ist das Elend der Landbevölkerung des einst weltbeherrschenden Portugal zu erklären, das heute jährlich Hunderttausende in die Städte oder ins Ausland treibt? Wo liegen die Ursachen für das Elend in Burma, einem der schönsten und fruchtbarsten Gärten der Welt? Woher kommt es, daß die Türkei - vierzig Jahre nach Kemal Atatürk - Millionen von Elenden aufweist und von einer Krise in die andere taumelt? Und schließlich darf man auch fragen: Wie kommt es, daß der Präsident der Vereinigten Staaten im Jahre 1964 einen "War on Poverty" erklärt und auf 38 Millionen amerikanische Bürger hinweisen kann, denen das Notwendigste zum Leben fehlt?

Rau

Ich glaube, Herr Schumacher hat eine dankenswerte und nützliche Aufgabe übernommen, indem er uns Fragen der Entwicklungshilfe in so provozierender Art stellte. Entwicklungshilfe ist ein so komplexes und umfassendes Problem, daß wir wohl keineswegs behaupten können, bereits die Konzeption zu haben, welche die größte Effizienz gewährleistet. Aber mir scheint, daß sich die Diskussion in den letzten Jahren doch schon sehr versachlicht hat. Ich glaube kaum, daß es in einem ernsthaften Diskussionskreis noch Leute gibt, die der naiven Quantitätstheorie anhängen etwa in dem Sinne, daß man nur die Mittel zu erhöhen brauche und sich dann alles andere von selbst ergebe.

Vor etwa einer Woche sagte Bundesminister Scheel auf einer Tagung: "Wir sind wohl schon längst - jedenfalls in der Bundesrepublik - darüber hinaus zu glauben, daß Entwicklungshilfe eine Art aufwendiger internationaler Caritas sei."

Herr Schumacher erklärte, die Entwicklungshilfe befinde sich - weltweit gesehen - in einer Krise. Das ist zweifellos richtig. Vielleicht ist diese Krise darauf zurückzuführen, daß nicht genug Kenntnisse und Einsichten darüber vorhanden sind, wie Entwicklungshilfe am zweckmäßigsten geleistet werden kann. Die Gründe für die mangelnde Effizienz der Entwicklungshilfe sind unter anderem auch sicherlich darin zu suchen, daß sie - wieder weltweit gesehen - zu einseitig als Instrument der Außen- und Militärpolitik gehandhabt wird. Solange keine gezielte und auf die Bedürfnisse der Entwicklungsländer klar adjustierte Entwicklungspolitik möglich ist, wird die Entwicklungshilfe zwischen Außenpolitik, Exportförderung, internationaler Caritas und allgemeiner Sozialpolitik hin- und herschwanken, wie es ein Abteilungsleiter des Bundeswirtschaftsministeriums vor einiger Zeit meines Erachtens mit Recht - formuliert hat.

In der Entwicklungshilfe kommt es darauf an - da bin ich mit Herrn Schumacher durchaus einig;- , daß das Richtige geschieht. Aber leider ist das Richtige weder bei den Geber- noch auch in den Empfängerländern immer leicht durchsetzbar. Wie Entwicklungshilfe aussehen muß, wird von den verschiedensten Interessengruppen unterschiedlich beurteilt. So dürfte es beispielsweise in den Geberländern sehr viel leichter sein, Instrumente der Entwicklungspolitik zu schaffen, die einen starken Gehalt an Exporthilfe haben. In den Entwicklungsländern wiederum neigt man zu sehr aufwendigen industriellen Monumentalprojekten. Nach meiner Erfahrung ist es für einen Berater sehr

schwierig, den Regierungen von Entwicklungsländern aufwendige Industrialisierungsprogramme und industrielle Monumentalprojekte auszureden.

Wenn man über die Instrumente der Entwicklungshilfe spricht, darf man nicht nur an die herkömmliche Kapitalhilfe und dergleichen denken, die im Vordergrund der Diskussion steht. Gerade die Welthandelskonferenz hat andere Formen und Möglichkeiten aufgezeigt, Entwicklungsländern mit Maßnahmen zu helfen, die zwar nicht zum klassischen Instrumentarium der Entwicklungshilfe gehören, die aber - ich denke dabei an den Außenhandelsbereich - doch sehr viele Möglichkeiten bieten, das Einkommen der Entwicklungsländer zu steigern.

Ich stimme weiterhin mit Herrn Schumacher in der Auffassung überein, daß die Arten und Formen der Entwicklungshilfe an der Einsicht in die Zusammenhänge menschlichen Verhaltens orientiert sein müßten. Ich glaube, daß die moderne Praxis der Entwicklungshilfe dem auch Rechnung trägt. Wir wissen alle: Wirtschaftliches Wachstum ist kein ausschließlich wirtschaftliches, sondern primär ein soziales und gesellschaftspolitisches Phänomen. Entwicklungshilfe kann und darf nicht in einem einfachen übertragen westlicher Vorstellungen und Modelle bestehen. Wirksame Entwicklungshilfe, vor allem im Bereich der "Beratungshilfe", verlangt ein Sicherstellen auf die geschichtlichen und soziologischen Hintergründe, auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge und auf die Werte, in denen sie wurzeln. Aber es ist sicherlich nicht leicht, Menschen zu finden, die differenziert und sensibel genug sind, um sich von liebgewonnenen westlichen Vorstellungen trennen und sich den Gegebenheiten des jeweiligen Landes anpassen zu können, in dem sie als Berater tätig sind.

Herr Schumacher unterscheidet in seinem Referat zwischen Armut und Elend. Hilft uns aber diese begriffliche Nuancierung bei der Klärung der Frage, wie Entwicklungshilfe richtig gestaltet werden soll, weiter? Der Nutzen einer solchen Unterscheidung erscheint mir schon deswegen zweifelhaft, weil es sich hier nicht um absolute Kategorien handelt, sondern um Werte und Begriffe, die sehr relativ und wandlungsfähig sind.

Ferner kann ich Herrn Schumacher nicht ganz in seinen Ansichten über die Erklärung der Massenarbeitslosigkeit folgen. Sicher ist Massenarbeitslosigkeit im engeren Sinne des Wortes ein modernes Phänomen. Aber ich habe Grund anzunehmen, daß es vor dem Maschinenzeitalter ebenfalls "Arbeitslosigkeit" gegeben hat. Wir treffen sicherlich beim Studium alter Kulturen auf die Tatsache, daß es wirtschaftlich ausgewogene regionale Bereiche gegeben hat. Aber diese Gebilde müssen nicht unbedingt repräsentativ für umfassende Gebiete gewesen sein. Sicherlich hat es zu allen Zeiten "Arbeitslosigkeit" gegeben in der Form der "verschleierte Arbeitslosigkeit", das heißt in der Form extrem niedriger Einkommen, die kaum zur Sicherung des Existenzminimums ausreichen.

Weiter möchte ich fragen: Was bringt es uns ein, wenn wir die Zustände der statischen Wirtschaft mit niedrigem Durchschnittseinkommen und niedriger Produktivität vergleichen mit denen der dynamischen, der wachsenden Wirtschaft mit steigender Produktivität? Wir dürfen weiterhin nicht vergessen, daß in vielen Entwicklungsländern heute viel mehr Menschen leben als früher. Auch diese Tatsache macht es problematisch, die Ergiebigkeit bestimmter wirtschaftlicher Struktur- und Ordnungssysteme miteinander zu vergleichen. Zum Beispiel hat sich die Bevölkerung Indiens allein in den letzten 50 Jahren von 260 auf 460 Millionen Menschen vermehrt. Dieser Zuwachs von rund 200 Millionen entspricht ungefähr der Gesamtbevölkerung Afrikas. Es leuchtet ein, daß eine derart rapide Zunahme der Bevölkerung einer relativen Einschränkung der Ernährungsbasis gleichkommt.

Herr Schumacher erklärt, daß Mobilität eine der Ursachen des Elends sei. Ich halte besonders diese Auffassung für sehr fragwürdig. Ich würde im Gegenteil sagen, daß ohne Verbesserung der Mobilität in jeder Form, das heißt Mobilisierung der Produktionsfaktoren, der Güter, der Erfahrungen und Kenntnisse, ein zügiger Fortschritt nicht zu erzielen sei. Unterentwickelte Wirtschaften sind desintegrierte Wirtschaften. Die Ursachen dieser Desintegration sind weitgehend in der unzureichenden verkehrsmäßigen Erschließung und der dadurch bedingten unzulänglichen Mobilität zu sehen. Eine Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung ohne Infrastruktur-Maßnahmen, welche die Mobilität vergrößern, ist nicht zu erreichen. Allerdings können Ausgaben für Infrastruktur auch zu sinnloser Verschwendung führen. Man muß von Fall zu Fall in sehr sorgfältiger Weise ermitteln, welche Investitionen auf dem Gebiet der Infrastruktur gerechtfertigt sind. Das Ideal von "tausend Orten industrieller Betätigung" unter dem Schutz hoher Transportkosten und Zollschraken scheint mir unter diesen Gesichtspunkten mehr als problematisch zu sein. Ist ein solcher Vorschlag nicht Ausdruck merkantilistischen Denkens, der im Hinblick, auf die modernen Erkenntnisse und Erfahrungen kaum verteidigt werden kann?

Was wir in den Entwicklungsländern brauchen, sind größere regionale Beziehungs- und Marktzusammenhänge. Erst die Erschließung größerer Märkte macht es möglich, rationelle Einheiten

industrieller Massenproduktionen zu entwickeln und dadurch zu einer größeren Produktivität zu gelangen.

Dieser Gedanke leitet zum Kernpunkt der Ausführungen von Herrn Schumacher über. Der Begriff "mittlere Technik" ist bei ihm Ausdruck und Symbol einer verständlichen Skepsis gegenüber der Einführung westlicher moderner Technik. Er geht dabei von der Vorstellung aus, die landwirtschaftliche Bevölkerung weitgehend zu Selbstversorgern zu machen. Jedoch scheint mir ohne Investitionen im industriellen Bereich eine Steigerung des wirtschaftlichen Wachstums sowie eine Steigerung des Einkommens in den meisten Entwicklungsländern kaum möglich zu sein.

Ich dachte, es gäbe heute grundsätzlich keine Diskussion mehr über die Notwendigkeit der Industrialisierung im Zusammenhang mit der Entwicklungshilfe, sondern höchstens über die Frage ihres Ausmaßes.

In den Entwicklungsländern mit starker Bevölkerungszunahme ist eine Steigerung oder auch lediglich eine Stabilisierung des Einkommens nur möglich, wenn man für die Menschen, die in der Landwirtschaft nicht mehr beschäftigt werden können, andere Erwerbsmöglichkeiten schafft. Dies ist in sinnvoller Weise fast nur im industriellen Bereich möglich. Sicherlich kann eine zu stark forcierte Industrialisierung unter Umständen mehr schaden als nützen, und es macht sich in der Regel sehr nachteilig bemerkbar, wenn darüber die Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft vergessen wird.

Obwohl in der Landwirtschaft nahezu überall Möglichkeiten zur Steigerung der Produktivität vorhanden sind, weist die Bilanz der wirtschaftlichen Entwicklung in den meisten Entwicklungsländern schwerwiegende Gleichgewichtsverluste zwischen dem landwirtschaftlichen und dem industriellen Bereich auf. Diese Tatsache ist sehr einfach zu erklären: Es ist viel schwerer, die bäuerliche Bevölkerung zu anderen Methoden des Pflügens, der Bewässerung und der Ernte zu bewegen, als sie zu angelegerten Industriearbeitern zu machen. Wo es um Maschinen geht, sind meist keine uralten religiösen Vorurteile im Spiel. Dagegen ist es beispielsweise in einigen Bereichen Ostasiens außerordentlich schwierig, den Bauern beizubringen, daß sich der Erddrache nicht rächen werde, wenn man neue Bewässerungsmethoden einführt.

Die industriellen Investitionen werden vielfach überschätzt, weil Zementfabriken, Düngemittelfabriken, Kraftwerke - um von Stahlwerken gar nicht zu sprechen - Statussymbole für die neuen, selbständig gewordenen Nationen sind.

Es bedarf des sorgfältigen Studiums der gesamten ökonomischen Datenkonstellation, um zu erkennen, was im einzelnen Fall richtig ist. Im Endergebnis scheint mir die These von der "mittleren Technik", positiv gedeutet, nichts anderes zu sein als die nüchterne und keineswegs neuartige Einsicht, daß die Entwicklungsländer ihren Kapitalkoeffizienten niedrig halten, also mit möglichst geringen Investitionen einen hohen output und einen möglichst hohen Beschäftigungsgrad erreichen müssen. Das aber wird von keinem Nationalökonom bestritten, der sich mit Wachstumstheorie und mit Wachstumsmodellen speziell im Hinblick auf die Entwicklungsländer befaßt. Allerdings sollte die Frage, was "mittlere Technik" bedeuten soll, nicht zu engherzig und dogmatisch beantwortet werden. In einer Reihe von Entwicklungsländern wird sich ein weiterer wirtschaftlicher Fortschritt nur erzielen lassen, wenn neben der Schaffung größerer Märkte und einer Steigerung des landwirtschaftlichen Einkommens versucht wird, die Industrie auf die Erzeugung von billigen Massengütern, wie zum Beispiel einfachen landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen sowie sonstigen Ge- und Verbrauchsgütern, umzustellen. Ich würde es für verfehlt halten, bei diesem Umstellungsprozeß nicht auch an moderne Produktionsverfahren zu denken.

So wäre es in Indien unter den dort herrschenden Bedingungen falsch, ein Expansionsprogramm aufzustellen, das ausschließlich an dem Ziel orientiert ist, die Produktion durch kapitalintensive Betriebe und modernste Technik zu maximieren, wobei aber eine beträchtliche Arbeitslosigkeit in Kauf genommen wird. Ein solches Verfahren wäre schon deshalb problematisch, weil die für die neuen Unternehmen notwendige Marktnachfrage fehlen würde. Das Produktionswachstum unter stärkerer Betonung der kleinindustriellen Sektoren mit arbeitsintensiven Produktionstechniken würde höhere Einkommen und höheren Konsum mit sich bringen und dadurch eine Ausweitung der Investitionen auch in den modernen industriellen Sektoren induzieren. Umgekehrt würde es jedoch wiederum problematisch sein, ausschließlich an die kleinindustriellen Sektoren zu denken. Ein Optimum an Fortschritt und Wirtschaftswachstum wird nur zu erzielen sein, wenn alle Bereiche der Volkswirtschaft in ausreichender Weise Berücksichtigung finden.

Die Quintessenz des Referats von Herrn Schumacher läßt sich vielleicht wie folgt zusammenfassen:

Keine Überschätzung der quantitativen Aspekte der Entwicklungshilfe.

Stärkeres Eingehen auf die "Hintergründe und die geheimen Zusammenhänge menschlichen Verhaltens".

Statt unbedenklicher Mobilisierung der Produktionsfaktoren besser regionale bzw. lokale Selbstgenügsamkeit.

Anwendung der "mittleren Technik".

Jede dieser Forderungen ist in ihrem Kern berechtigt. Bedenken habe ich lediglich gegen die etwas zu einseitige Verallgemeinerung der beiden letzten Forderungen.

Sicherlich handelt es sich hier nicht um unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten, sondern nur um Nuancen in der Betrachtungsweise. Ich kann Herrn Schumacher durchaus folgen in seiner Ansicht, daß die Probleme der regionalen Entwicklung, also des Standortes, in den meisten Entwicklungsländern nicht genügend gewürdigt werden. Ich würde sogar sagen, daß es für das eine oder andere Land verfehlt sein kann, hohe Aufwendungen für Investitionen im Straßenbau und Verkehrswesen durchzuführen, um damit eine Mobilität des Faktors Arbeit zu erreichen, die zunächst kaum erwünscht ist und den Zuzug zu vorhandenen Ballungszentren verstärkt. Was in einem Fall falsch ist, kann jedoch im anderen Fall richtig sein. Ein generell gültiges Rezept ist schwer zu finden. Keinesfalls würde ich es für erstrebenswert halten, wieder umzukehren und an die alten Zeiten zurückzudenken, in denen hohe Transportkosten und -risiken einen natürlichen Schutz für die lokale Entwicklung darstellten.

Salin

Ich schlage vor, unser Thema "Entwicklungshilfe Mittel des Aufstiegs oder des Verfalls" umfassend zu diskutieren und uns nicht nur auf die Diskussion der Thesen von Herrn Schumacher zu beschränken. Es war mir sehr interessant, daß Herr Rau das Referat als provozierend empfand. Ich selbst fand Herrn Schumacher selten so wenig provozierend wie heute.

Wir sind aus so verschiedenen Kreisen und Ländern hier zusammengekommen, um Erfahrungen auszutauschen, und für mich geht es jedenfalls darum, von den anderen etwas zu lernen. Insofern waren mir sowohl der Bericht des Herrn Schumacher aus Indien als auch die Erfahrungen, die bei Herrn Rau deutlich wurden, außerordentlich wichtig.

Ich möchte anregen, die Bevölkerungsfragen nicht zu behandeln. Das ist wirklich ein Problem für sich. Ebenso bin ich mit Herrn Rau der Meinung, daß wir die Frage "Armut oder Elend" ausschalten sollten. Wir wollen uns hier nicht über Begriffe unterhalten. Was Herr Schumacher gemeint hat, ist ohnehin klar. So bleibt also die Frage, ob Entwicklungshilfe ein Mittel des Aufstiegs oder des Verfalls sei. Diese Frage stellt sich nicht nur für die Entwicklungsländer, sondern auch für uns. Gerade die Entwicklung im englischen Empire und dessen Verfall zeigen, daß beide Strömungen dauernd nebeneinander hergelaufen sind.

Peacock

Ich kann Herrn Salins Anregung, die Diskussion über das Bevölkerungsproblem auszuschließen, gut verstehen. Ich halte es jedoch für sehr schwierig, die Frage der Bedingungen für eine erfolgreiche internationale Entwicklungshilfe zu behandeln, ohne das Problem der Kontrolle des Bevölkerungswachstums zu untersuchen. Wenn es unser Ziel ist, "Armut" und "Elend" zu verringern, sollten wir die Möglichkeit ins Auge fassen, die Entwicklungshilfe so anzusetzen, daß beide Seiten des Verhältnisses von Volkseinkommen und Bevölkerung beeinflußt werden.

Wir können jedoch sicher sein, daß in vielen asiatischen und einigen afrikanischen Ländern noch auf lange Sicht relativ mehr Arbeitskräfte zur Verfügung stehen werden als Kapital. Hinzu kommt, daß es dort viele Mängel auf dem Arbeitsmarkt gibt, die teilweise starke politische und traditionelle Unterstützung finden, wodurch die Lösung des Beschäftigungsproblems mittels höherer Mobilität des Arbeitsmarktes unmöglich gemacht wird.

Mir scheint, daß Herr Schumacher eine wichtige Feststellung machte, als er auf den Unterschied zwischen "Elend" und "Armut" hinwies. Selbst wenn es gelänge, die Mängel auf dem Arbeitsmarkt zu beseitigen, wäre es in den Entwicklungsländern denkbar, daß kapitalintensive Techniken die gesamtwirtschaftliche Wachstumsrate erhöhten, aber als Begleiterscheinung einer solchen Politik eine gewaltige Arbeitslosigkeit zur Folge hätten. Die einzige Möglichkeit, das Elend zu lindern, bestünde dann seitens der Regierung in einer Umverteilung der Wachstumsgewinne von den Beschäftigten auf die Arbeitslosen. Welche großen politischen und administrativen Probleme würde jedoch eine solche Politik aufwerfen!

Andererseits würde sich eine mittlere Technik stärker auf arbeitsintensive Methoden konzentrieren, um auf diese Weise wirksam mit dem Problem der Unterbeschäftigung fertig zu werden. Es könnte dies aber möglicherweise - jedoch nicht notwendigerweise auf Kosten des Wachstums gehen. Herrn Schumachers Vorschlag schließt deshalb Empfehlungen ein, die Entwicklungshilfe an bestimmte Techniken zu binden, sie also nicht ohne feste Erwartungen zu geben. Bei derartigen Empfehlungen liegt das Hauptproblem darin, daß sie wesentliche Eingriffe in die Volkswirtschaften der Entwicklungsländer durch die Geberländer implizieren und mit großer Wahrscheinlichkeit örtliche Gegnerschaft hervorrufen.

Herr Schumacher ist selbst der Meinung, daß große und eindrucksvolle Kapitalprojekte populärer sind. Ergänzend kann man hinzufügen, daß weniger eindrucksvolle, wenn auch wirkungsvollere Techniken in den Köpfen der Afrikaner und Asiaten den Verdacht wecken, daß den Industrieländern nicht sehr viel daran liegt, potentielle Konkurrenten - zum Beispiel in der Schwerindustrie - zu unterstützen. Wenn wir den Entwicklungsländern, die Hilfe empfangen, Bedingungen auferlegen wollen, werden wir ein gehöriges Maß an Takt und Überzeugungskraft aufwenden und unsere Geduld und Verständnisbereitschaft reichlich strapazieren müssen.

Ashraff

"Entwicklungshilfe - Mittel des Aufstiegs oder des Verfalls?" kann man aus zwei Perspektiven betrachten: aus der Sicht der Geberländer und aus der Sicht der Nehmerländer. Es ist möglich, daß die beiden Betrachtungsweisen in manchen Fällen zum gleichen oder ähnlichen Ergebnis führen, grundsätzlich kommt man jedoch zu unterschiedlichen Resultaten. Man sollte daher eine entsprechende Abgrenzung vornehmen.

Meine Betrachtungsweise wird die der Nehmerländer sein, und ich werde bei der Behandlung des Themas zwischen humanitären, wirtschaftlichen und soziopolitischen Gesichtspunkten unterscheiden.

Aus humanitären Gründen sind alle "Hilfen", die das Wohlergehen der Menschen zum Ziel haben, mit Nachdruck zu bejahen.

Aus wirtschaftlicher Sicht ist Entwicklungshilfe nur dann ein Mittel des Aufstiegs, wenn sie einmal als verlorener Zuschuß gewährt wird, wie zum Beispiel in Form von Getreidegeschenken oder von nicht zurückzahlenden Kapitalhilfen, das heißt, wenn ein echter Konsum- und Verfügungsverzicht seitens der Geberländer geleistet wird, und weiterhin, wenn technische oder "know-how" - Hilfe gegeben wird.

Wird dagegen die Entwicklungshilfe als Finanzhilfe geboten, also in Form von gebundenen oder ungebundenen Finanzkrediten mit oder ohne Bürgschaften, oder wird sie als Kapitalhilfe gewährt, nämlich als direkte oder indirekte Kapitalanlagen beziehungsweise Kapitalbeteiligungen im Ausland mit oder ohne Garantien, so führt sie nur dann zu einem wirtschaftlichen Aufstieg, wenn diese Mittel langfristig in der Weise investiert werden, daß sich Zinsen und Amortisationen in voller Höhe erwirtschaften lassen. Andernfalls würde eine Überschuldung der Wirtschaft mit Geldentwertung und Zahlungsbilanzschwierigkeiten die Folge sein. Diese Neuinvestitionen können sich negativ aber auch dahin auswirken, daß durch sie das bestehende Gleichgewicht eines oder mehrerer Wirtschaftszweige oder sogar der gesamten Volkswirtschaft - zerstört wird. Damit könnte eine breite Arbeitslosigkeit und ein noch stärkeres Einkommensgefälle herbeigeführt werden.

Weil Nehmerländer Entwicklungshilfen gern als Mittel zu einer sprunghaften Industrialisierung verwenden, unterbinden sie damit eine stufenweise Entwicklung und eine dementsprechende Anpassung der Volkswirtschaften, verursachen also eine unausgeglichene Wirtschaftsentwicklung.

Zum wirtschaftlichen Aspekt muß fernerhin noch erwähnt werden, daß sich die Entwicklungsländer in einer Art Zwickmühle befinden. Einerseits wird eine starke Investitionstätigkeit gefordert, die zwar die Produktivität erhöht, gleichzeitig aber zur Arbeitslosigkeit führt.

Andererseits aber kann die Entwicklung einer Volkswirtschaft doch nur auf zwei Wegen gefördert werden: erstens durch Erhöhung der Investitionstätigkeit, die wiederum durch eine Erhöhung des Sparvolumens beziehungsweise durch Senkung des Konsums ermöglicht wird, und zweitens durch Produktivitätssteigerung, das heißt durch Vergrößerung der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Produktionsmittel mit Hilfe des technischen Fortschritts.

Jede Volkswirtschaft muß sich aus eigener Kraft entwickeln und auf die Dauer selbst finanzieren. Entwicklungshilfe kann für ein Entwicklungsland nützlich sein, darf aber unter keinen Umständen zu einem Dauerzustand werden, denn dadurch würden die Nehmerländer von den Geberländern abhängig werden.

Die Verwendung der Entwicklungshilfe zu einer in der Regel überstürzten Industrialisierung hat aber auch Folgen soziopolitischer Natur. Es vollzieht sich eine plötzliche Umformung der Gesellschaftsstruktur; eine neue Gesellschaftsschicht, die sogenannte "Arbeiterklasse", der "Lohnempfänger", entsteht. Die Menschen werden aus den Dörfern herausgelockt, herausgeholt oder herausgetrieben; sie führen dann in den industriellen Ballungsgebieten ein Elendsdasein. Dorfgesellschaften und Dorfgemeinschaften werden aufgelöst, die Bindung an den Boden, die seit Jahrhunderten bestanden hat, wird aufgegeben. Mit der Lockerung der gesellschaftlichen Bindungen tritt ein Zerfall der Großfamilien ein, der alte Begriff "Familie" ist plötzlich in Frage gestellt. Das Naturkind wird zum Industriemenschen umerzogen.

Alles das führt auch zu einer Lockerung des gesellschaftlichen Wertsystems. Unsichtbar und unbemerkt verschieben sich plötzlich die moralischen, religiösen und kulturellen Werte. Die ursprünglich traditionsgebundenen Menschen werden nunmehr halt- und verantwortungslos. Sie lernen in den Industriegebieten egozentrischer zu denken, was wiederum zu einem Mangel an Pflichtbewußtsein und Opferbereitschaft führt. Alte Werte werden durch die "neuen" ersetzt.

Aus soziopolitischer Sicht ist also nach meiner Meinung die Entwicklungshilfe zumindest dann kein Mittel zum Aufstieg, wenn sie für eine sprunghafte Industrialisierung eingesetzt wird.

Salin

Ich danke Herrn Ashraff sehr für seine Ausführungen.

Man muß sich darüber klar sein, daß industrielle Revolution gleichzeitig technische und gesellschaftliche Revolution heißt. Das haben Engels und Marx erkannt, und das ist der Vorgang, der sich beim Übergang vom Früh- zum Hochkapitalismus in den alten Industriestaaten abgespielt hat und der sich heute in den sogenannten Entwicklungsländern wiederholt.

Für uns Europäer stellt sich darum die Frage: Bringen wir den Verfall? Sind nicht wie bei uns in Europa die alten Werte schwach geworden? Wenn um Ihre Worte, Herr Ashraff, zu gebrauchen, die für uns ja auch gelten - die diesseitigen Interessen so viel wichtiger werden als alle jenseitigen, ist dann nicht die Frage des Aufbaus einer neuen industriellen Gesellschaft, losgelöst von den alten Traditionen, das eigentliche Problem, vor dem die alten und die neuen Länder stehen?

Merzyn

Ich möchte wiederholen und betonen, was schon Herr Schumacher einleitend sagte, daß es eine Schwierigkeit in unserer Diskussion geben wird, weil jeder an sein Erfahrungsland beziehungsweise seine Erfahrungsregion denkt und dann den Einzelfall verallgemeinert. Ich kenne auch gerade die süd- und südostasiatische Region der Entwicklungsländer und werde in meinen Ausführungen stark darauf eingehen.

Es gibt etwa hundert Entwicklungsländer mit sehr unterschiedlich gelagerten Einzelproblematiken. Die Genfer Konferenz mit ihrem doch sehr tiefen Graben zwischen Industrie- und Entwicklungsländern hat verdeutlicht, wie berechtigt die Fragestellung unserer Diskussion "Aufstieg oder Verfall" ist.

Ich glaube - wenn ich es richtig sehe;- , daß allen hundert Entwicklungsländern fünf Strukturprobleme gemeinsam sind:

Erstens die Problematik des Bevölkerungszuwachses, auf die schon eingangs hingewiesen wurde.

Zweitens die Nahrungsmittelversorgung, das heißt sowohl eine rein quantitativ ausreichende als auch qualitativ richtige Versorgung der Menschenmassen. Dieses Problem ist sicher auch durch noch so gut gemeinte Geschenklieferungen nicht lösbar, sondern die Länder müssen - mindestens als Zielsetzung eine gewisse Art von Autarkie ins Auge fassen, sie müssen sich weitgehend selbst ernähren können und einen entsprechenden Markt aufbauen.

Drittens: Zur Frage der Kapitalinvestitionen ist zu sagen, daß die industriellen Geberländer die Möglichkeiten von Technik und Kapital zunächst erheblich überschätzt haben; erst Bildung, Ausbildung und technisches Training machen Kapital und Technik im Sinne einer modernen Wirtschaft wirksam.

Viertens geht es sowohl um die Frage der Mobilisierung der brachliegenden Arbeitskräfte als auch des einheimischen Kapitals. Hier liegen die beiden großen Reservoirs, die die Entwicklungsländer bisher nicht annähernd genutzt und auf deren Nutzung wir wahrscheinlich auch nicht genügend gepocht haben. Das werden wir in Zukunft stark betonen müssen.

Fünftens: An letzter, aber nicht unbedeutender Stelle erwähne ich - und das ist vielleicht besonders aus deutscher Erfahrung gesehen - die mit Recht in den letzten zwei Jahren hervorgehobene Betonung von Bildung, Ausbildung und Erziehung. Sie sind Voraussetzung und Grundlage jeder Form von Entwicklung, ob es sich um einen einzelnen Menschen, um ein Volk oder um zwei Drittel der Menschheit handelt.

Ich glaube, wir sind uns darin einig: Im Vordergrund muß die wirtschaftliche und soziale Entwicklung stehen, das heißt die Umstellung von einer sehr alten Agrarwirtschaft auf eine moderne Wirtschaft, auf eine moderne Industriegesellschaft. Wir sollten bei unserem Gespräch überlegen, wie man praktische Modelle zu einer stärkeren Mobilisierung der brachliegenden Arbeitskräfte entwickeln kann.

Das in unserem Gespräch häufig zitierte Indien hat aus indischer Sicht etwa dreißig, nach westeuropäischer Vorstellung etwa 100 Millionen Nicht- oder Unterbeschäftigte. Gehen wir von einem Mittelwert von 60 Millionen aus, so würde das bedeuten, daß man, wenn man auch nur eine ganz primitive Leistung des einzelnen zugrunde legt, auf riesige Milliardenbeträge jährlich käme. Die entscheidende Frage ist, ob es gelingt, mit primitiven Werkzeugen und einfachen Arbeitsmethoden unter Anwendung moderner wissenschaftlicher Erkenntnisse die Arbeitskräfte zu mobilisieren, und zwar nicht nur, um sie sinnvoll in einem rationellen Arbeitsprozeß einzusetzen, sondern um die Menschen auch an die völlig veränderte geistige Situation heranzuführen: Arbeit als ein geistiges, pädagogisch-psychologisches Phänomen, das im konsequenten Durchdenken bis in Tiefenbereiche des Religiösen vordringt.

Zu den Versäumnissen oder auch Fehlern der Industrieländer gehört die ebenso gutgemeinte wie naive Annahme, daß junge Menschen der Entwicklungsländer die beste Ausbildung in den Industrieländern erhielten. Hier wird ein Umdenken - mit dem Mut zu einer Kehrtwendung - notwendig sein, das auch einige Probleme für die Industrieländer mit sich bringt. Der Schwerpunkt der Ausbildung darf nicht auf der akademischen Ebene, sondern sollte auf der des industriellen Facharbeiters liegen und müßte weitgehend in die Entwicklungsländer selbst verlagert werden. Das bedeutet ein wesentlich stärkeres Engagement von Ausbilder- und Beraterteams seitens der Industrieländer, eine größere Verantwortung und innere Verpflichtung.

Ich sehe in manchen Punkten, so erfrischend These und Antithese der beiden Herren Referenten auch waren, gar keine unversöhnlichen Gegensätze, sondern gute Ansätze zu einer Synthese. In einem mir besonders wichtig erscheinenden Punkt sehe ich volle Übereinstimmung: Wenn wir weiteren Verfall vermeiden und eine positive Entwicklung unterstützen wollen, müssen wir uns in Zukunft gemeinsam um arbeitsintensive, regionale Planung, um Programmierung, um Projektgruppen mit sozialer, wirtschaftlicher und politischer Ausstrahlungskraft bemühen.

Entwicklungspolitik bedeutet für mich nicht das Wählen zwischen Alternativen, sondern das Ins-Spiel-Bringen der ganzen Breite des entwicklungspolitischen Instrumentariums, das wir inzwischen recht gut entwickelt haben. Die Auseinandersetzung geht für mich eigentlich nur darum: Wie kann man dieses Instrumentarium in einer besonders glücklichen Mischung mit Prioritäten und Schwerpunkten in dem einen Entwicklungsland in dieser, in einem anderen in jener Weise einsetzen? Wichtig dabei ist, keine Schemata stereotyp zu entwickeln, sondern sich der Mühe zu unterziehen, die Maßnahmen stärker als bisher auf Mentalität, Möglichkeiten und Bedürfnisse des jeweiligen Entwicklungslandes und seiner Menschen abzustimmen.

Dabei steht man wieder vor der Schwierigkeit, daß jedes der über hundert Entwicklungsländer ein Land sui generis ist. Aufgabe der Industrieländer ist es daher, durch interfakultative Teams eine umfassende Bestandsaufnahme des jeweiligen Entwicklungslandes vorzunehmen, um sich auf dieser Grundlage in ihrer programmierenden Beratung sehr viel mehr als bisher nach den besonderen Gegebenheiten, Möglichkeiten und Bedürfnissen, nach der Mentalität, den kulturellen und geschichtlichen Erfahrungen des jeweiligen Entwicklungslandes zu richten und in ihren Hilfsprojekten darauf einzustellen.

Andererseits darf dabei das Endziel einer modernen, leistungsfähigen Wirtschaft und einer modernen, nicht klassengestufteten Gesellschaft nicht aus dem Auge verloren werden. An der Auflösung solcher Widersprüche und Gegensätze muß sich die geistige Führungskraft - intellektuell wie ethisch - der Industrieländer erweisen; das allein sichert ihnen auf die Dauer ihre jetzige Vorrangstellung.

Salin

Es handelt sich wirklich in jedem einzelnen Fall darum, zunächst einmal die Struktur des Landes und den Reifegrad der Bewohner zu erkennen. Ich würde noch hinzufügen, daß man sich hüten muß - dafür ist der Kongo ein sehr gutes Beispiel;- , das, was durch die Kolonialmächte geographisch zu

einer Einheit zusammengeschlossen war, als eine Nation zu betrachten, die einheitlich entwickelt werden kann. Davon kann, soweit ich die Dinge verstehe, in den Ländern wie Kongo, Nigeria und so weiter mit ihren 60 oder 70 Sprachen gar keine Rede sein. Es besteht im Gegenteil die Notwendigkeit, regional unterschiedlich vorzugehen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob diese Notwendigkeit nicht auch für Indien besteht.

Aich

Herr Schumacher hat recht polemisch dargelegt, daß das regionale Programm, beispielsweise in Indien, völlig außer acht gelassen wurde. Sicher gibt es Beispiele, die diese Behauptung stützen, in wesentlich häufigeren Fällen aber wird das Regionale sehr wohl beachtet, und es werden sogar regionale Planungen durchgeführt.

Herr Schumacher hat von der Seifenfabrik in Indien gesprochen. Ich finde, daß dieses Beispiel den Weg, den ich für geeignet halte, sehr gut illustriert. Solche Seifenfabriken müßten tatsächlich errichtet werden, und für die bisherigen Seifensieder sollte man neue Arbeitsmöglichkeiten schaffen. Das wäre eine ausgleichende Entwicklung; denn durch den technischen Fortschritt wird stets eine Umstrukturierung bewirkt, die Arbeitskräfte freisetzt.

Bei Herrn Schumacher klang weiter die Ideologie des freien Unternehmertums an. Muß denn jeder Handwerker wirklich einmal selbständig werden und eine kostspielige Anlage kaufen? Bei der Investition für einen Arbeitsplatz handelt es sich doch nicht in erster Linie darum, ob man diesen Arbeitsplatz irgendwann einmal selbst finanzieren kann. Ich bin kein Betriebswirt; ich nehme jedoch an, daß vielmehr entscheidend ist: Wieviel muß man investieren, um eine bestimmte Produktivität zu erreichen? Gibt es auch Käufer für diese Produkte? Alle diese Faktoren müssen in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Der dogmatischen Behauptung, daß ein Arbeitsplatz in Indien keineswegs mehr als ein- bis zweitausend Mark kosten dürfe, kann ich nicht zustimmen.

Es gibt in Indien kapitalintensive Betriebe, ja sogar sogenannte Nationaldenkmäler. Man findet aber auch arbeitsintensive Betriebe. In einer Untersuchung stellte Professor Baldwin von MIT fest, daß sich der indische Unternehmer nicht deshalb für den Aufbau eines kapitalintensiven Unternehmens entscheidet, weil er unbedingt die modernste Anlage haben will, sondern weil an dem entsprechenden Standort der Faktor Arbeit sehr instabil, sehr fluktuierend ist. Er versucht also, den Einfluß des unstabilen Faktors Arbeit auf die Produktion möglichst gering zu halten. Dabei denkt er so unternehmerisch, wie es nun einmal für das Funktionieren jedes Betriebes erforderlich ist.

Wo arbeitsintensive Betriebe errichtet werden, geschieht dies allein aus betriebswirtschaftlichen Überlegungen und nicht, weil grundsätzlich derartige Betriebe bevorzugt werden.

Salin

Ich hatte Gelegenheit, mich mit einem Herrn zu unterhalten, der in Rourkela tätig ist. Er erklärte mir, daß es sinnvoll sei, ein modernes Stahlwerk hinzustellen, das mit wenigen Arbeitern auskommen kann. Nur dann sei die Sicherheit für einen Dauerbetrieb gegeben.

Wenn man dagegen mehr Arbeiter benötige, wachse die Gefahr, daß sehr viele wegbleiben, wenn sie genug verdient haben. Sie hätten gar kein Interesse daran, bestimmte Arbeitszeiten durchzuhalten, um mehr Geld zu bekommen.

Aich

Das Arbeiten muß man doch erlernen! In den unterentwickelten Gebieten ist diszipliniertes Arbeiten wirklich keine Selbstverständlichkeit, und es gibt dort bisher nicht sehr viele geschulte Arbeitskräfte. Es ist deshalb verständlich, daß ein Unternehmer in diesen Gebieten oft den kapitalintensiven Weg bevorzugt.

Salin

Und wie lernt man arbeiten? Wir Europäer haben alle einmal auf der Basis der jüdisch-christlichen Tradition gelernt: "Im Schweiß Deines Angesichts ...". Das ist sicherlich bis in dieses Jahrhundert hinein gültig gewesen. Es hat jetzt aber auch bei uns der Schweiß und die Arbeitsmoral aufgehört. Immerhin war diese Haltung einmal tragend für den Kapitalismus.

Wie lernt man aber bei Ihnen arbeiten?

Aich

Man lernt bei uns - wie auch anderwärts - arbeiten, weil man die Entlohnung zur materiellen Bedarfsdeckung benötigt.

Salin

Indem man also den Verbrauch reizvoll macht?

Aich

Ich möchte das Beispiel einer Südseeinsel anführen, wo amerikanische Unternehmer auf Grund der günstigen Rohstofflage Industrien aufgebaut hatten. Die einheimischen Arbeitskräfte arbeiteten aber nur sehr unregelmäßig, was die Produktion behinderte. Ihre Bedürfnisse waren so gering, daß ihnen schon die Entlohnung für einige Tage genügte. Schließlich führte man einige neue Waren ein, an denen die Bevölkerung Gefallen fand. Sie wollte diese Waren wohl kaufen, hatte dafür aber kein Geld. Auf diese Weise brachte man die Leute dazu, durch Arbeit in den Industrien das Geld zum Kauf der gewünschten Waren zu verdienen.

Ich weiß nicht, ob man in Europa arbeiten würde, wenn man sich ohne Arbeit alle Wünsche erfüllen könnte. Man arbeitet auch dort nicht um der Arbeit willen. Ich glaube nicht, daß es in dieser Hinsicht einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den westlichen und den nichtwestlichen Völkern gibt.

Salin

Ich bin nicht ganz sicher. Bei uns ist gearbeitet worden, ohne zu sparen. Sparen ist ja erst ein Evangelium des 19. Jahrhunderts. Bis dahin hat man das Sparen im allgemeinen nicht gekannt, sondern es war auf die großen Landeigentümer und ein paar große Industriebetriebe beschränkt. Erst mit dem Hochkapitalismus kam auch das Evangelium des Sparens auf, als in den Kirchen gepredigt wurde: Spare, damit Du ins Himmelreich kommst!

Seton

Herr Schumacher hat eine sehr interessante und folgenschwere These darüber aufgestellt, wie die Entwicklungsländer ihr Wohlergehen und ihren Fortschritt am besten fördern könnten. Damit hat er diesen Ländern natürlich keine direkte Hilfe angeboten, sondern vorerst nur Ratschläge. Nun wollen diese Länder aber in erster Linie finanzielle Hilfe von uns. Wir müssen uns deshalb darüber klarwerden, welche Beziehung zwischen diesen Ratschlägen und der geforderten Hilfe bestehen soll. Sollte man zum Beispiel den Entwicklungsländern finanzielle Hilfe verweigern, wenn sie unseren Rat nicht befolgen? Es dürfte doch oft vorkommen, daß sie gerade für jene Zwecke um Hilfe nachsuchen, die Herr Schumacher für so unzutraglich hält. Wäre es in solchen Fällen wirklich besser, überhaupt nicht zu helfen?

Andererseits scheinen es oft gerade die Geberländer zu sein, die kapitalintensive Projekte suggerieren und nur dann Hilfe leisten, wenn diese Projekte angenommen werden. Wahrscheinlich lassen sich derartige Hilfeleistungen von der Geberseite besonders leicht kontrollieren, weil sie am ehesten von der Industrie der Geberländer abhängig gemacht werden können oder aber dem Geber die unverkennbarsten Denkmäler setzen.

Von weitgehender Bedeutung scheint tatsächlich die Frage zu sein: Wie können wir die wohlhabenden Länder dazu veranlassen, wirklich uneigennützig zu helfen? In dieser Hinsicht gibt es viel mehr zu tun, als nur die Kapitalintensität der Projekte unter die Lupe zu nehmen. Es gibt so viele andere Aspekte unserer Hilfe, die ihren Wert verringern oder unter Umständen sogar Schaden anrichten können. Lassen Sie mich auf diese Dinge einmal eingehen.

Wenn wir - wie es in der Regel der Fall ist - nur den Importgehalt der Projekte beistellen und uns weigern, die dazugehörigen Lokalkosten zu finanzieren, zwingen wir die Entwicklungsländer, sich stets auf Vorhaben zu beschränken, bei denen sie ihre eigene Leistungsfähigkeit am wenigsten einsetzen können. Möglicherweise zwingen wir sie auch, Waren aus dem Geberland teurer zu kaufen, als sie sie von anderer Seite her beziehen könnten. Beides ist offensichtlich entwicklungshemmend.

Die schädigende Wirkung wird noch klarer, wenn diese Länder dem vollen Druck einer subtilen Reklame oder Propaganda ausgesetzt werden, damit sie die Produkte kaufen, an denen das Geberland am meisten interessiert ist. Sie erliegen diesem Druck nur allzu leicht und bestellen Dinge, die ihnen keinen Nutzen bringen: Luxushotels in Ghana, wie es Dr. Little anführte, die für eine Übernachtung hundert Mark verlangen müßten, um die Kapitalkosten zu decken; unnütz große Hafenanlagen wie in Guinea oder Togo; Brücken über Flüsse, zu denen keine Straßen führen, und so

manches andere mehr. Der Osten handelt in dieser Beziehung nicht besser, sondern eher schlechter als der Westen. Man denke an die Schneepflüge, die von Rußland nach Guinea geliefert wurden.

Art und Umfang unserer Hilfe wird oft von unserer Exportpolitik bestimmt. Wir versuchen in erster Linie, der eigenen Zahlungsbilanz zu helfen und erst dann den Entwicklungsländern. Man könnte fast meinen, die Entwicklungshilfe sei ein Schleichweg geworden, um Schutzzölle, Kontingentierung und Exportförderung zu ersetzen, die durch internationale Abkommen wie GATT und dergleichen unstatthaft geworden sind. Dadurch wälzen wir einen Teil der Lasten, die sich aus gewissen Wirtschaftsschwankungen ergeben, auf die Entwicklungsländer ab und fordern somit einen Preis für unsere Hilfe, der ihren Wert für den Empfänger beträchtlich herabsetzt.

Es gibt also so viel direktere Wege, unsere Hilfe nützlicher zu gestalten, als sie es derzeit ist, daß mir die These von der richtigen Kapitalintensität trotz ihrer fundamentalen theoretischen Bedeutung doch nicht ganz im Zentrum des Themas "Entwicklungshilfe" zu stehen scheint, wenn wir es von der praktischen Seite her betrachten.

Goldsmith

Darf ich Herrn Setons Ausführungen noch ergänzen. Es ist in der Vergangenheit zuviel Projekthilfe und nicht genug, sagen wir, "freie" Hilfe gegeben worden. Zweifellos hat es sowohl bei der Projekthilfe wie auch bei nichtgebundener Hilfe Motive aller Art gegeben. Das Exportförderungsmotiv kann es natürlich nur bei Projekthilfe geben. Ich weiß nicht, ob das politische Motiv bei Projekthilfe oder bei "freier" Hilfe größer ist. Sieht man sich Indien an, möchte ich sogar annehmen, daß die politischen Motive - um an das Beispiel der Stahlwerke zu erinnern - bei Projekthilfe mindestens ebenso sehr im Spiel gewesen sind wie bei der "freien" Hilfe.

Cohen

Ich frage mich, Herr Goldsmith, ob die Motive wirklich so wichtig sind? Es ist richtig: Unsere Gesellschaft wird, wie Herr Salin sagte, von der jüdisch-christlichen Tradition beherrscht. Ich frage mich aber auch, ob die Neigung zur selbstlosen Hilfe in unserer Gesellschaft groß genug ist, um die Entwicklungshilfe aus diesem Motiv heraus mit dem Ziel der Beseitigung des Elends zu leisten. Die anderen Motive sind sicherlich ebenso stark, und das ist nach meiner Meinung auch gar nicht schlecht. Auch Entwicklungshilfe, die aus außenpolitischen, Exportförderungs-, ja sogar militärischen Motiven gegeben wird, kann zu Fortschritten in den Entwicklungsländern führen.

Man könnte versuchen, unsere Politik zu ändern, indem man in verschiedenen Fällen bilaterale durch multilaterale Hilfe ersetzt.

Am wichtigsten ist es vielleicht, daß wir eine Handelspolitik betreiben, die den Entwicklungsländern die Möglichkeit gibt, ihre Produkte auf unseren Märkten abzusetzen.

Die Entwicklungshilfe der EWG wird von drei Prinzipien bestimmt: Kontinuität, Multilateralismus und Vielfältigkeit. Darauf fußt zum Beispiel auch die Assoziierung der afrikanischen Staaten. Das erste Assoziierungsabkommen hatte eine Gültigkeit von fünf Jahren, das zweite, das Yaounde-Abkommen, ist für weitere fünf Jahre abgeschlossen worden. Damit wurde eine gewisse Kontinuität gesichert. Multilateral ist die Hilfe, weil die Mitgliedstaaten der EWG die zur Verfügung gestellten Mittel in einen Fonds abführen, der von der Europäischen Kommission verwaltet wird. Vielfältig ist die Aktion der EWG, weil nicht nur finanzielle und technische Hilfe geleistet wird, sondern auch handelspolitische Maßnahmen vorgesehen sind. Das Abkommen zwischen der EWG und den assoziierten Staaten beruht auf der Einführung einer Freihandelszone besonderer Art, die die Exportmöglichkeiten der Assoziierten vergrößern soll.

Im Zusammenhang mit den von Herrn Schumacher vertretenen Thesen über die Notwendigkeit der Anwendung einer mittleren Technik in den Entwicklungsländern scheinen die Methoden der EWG keinen neuen Anknüpfungspunkt zu bieten. Sie sind im einzelnen normale klassische Maßnahmen und nur insoweit neu, als finanzielle und handelspolitische Maßnahmen miteinander verbunden sind.

Im jetzigen Entwicklungsstadium der EWG ist auch kaum eine andere Haltung zu erwarten. Heute sind die einzelnen Mitgliedstaaten noch für die Handelspolitik zuständig. Erst am Ende der Übergangsperiode wird diese Zuständigkeit der Kommission übertragen. Dann wird auch deutlich werden, daß Entwicklungshilfe, vom Standpunkt der Industriestaaten her gesehen, eng mit der Handelspolitik verknüpft ist.

Außer den im Yaounde-Abkommen vorgesehenen Bestimmungen sind leider im Rom-Vertrag keine Artikel zu finden, die es der Kommission ermöglichen, eine bestimmte Art der Entwicklungshilfe

durchzuführen. Die EWG-Kommission ist aber damit beschäftigt, Theorien der Entwicklungshilfe zu entwickeln. Sicher ist, daß die EWG sich am Ende der Übergangsperiode mit einer neuen Situation konfrontiert sehen wird und sich ihr anpassen muß. Sollte die Methode der mittleren Technik sich bewähren, dann ist nicht einzusehen, warum die Gemeinschaft nicht auch eine gewisse Rolle auf diesem Gebiet spielen könnte.

Ferri

Es wird bestimmt noch ziemlich lange dauern, bis diese mühevollle Arbeit, das Haus "Vereinigtes Europa" zu bauen, beendet ist. Da wir hier nur von der Hilfe für Übersee sprechen, scheint es mir, daß wir plötzlich unsere "Baustelle" verlassen haben, um anderswo andere Häuser zu bauen.

Im eigenen und auch im Interesse der Überseeländer bin ich der Meinung, wir sollten bei uns selbst anfangen. Ich will nicht das zynische Sprichwort "La meilleure charité commence par soi-même" zitieren, weil das nicht zutrifft. Aber bringen wir doch zunächst unseren eigenen Aufbau zu Ende! Armut haben wir auch in Europa, sogar in fortgeschrittenen Ländern wie Norwegen und Finnland, die ich gut kenne. Selbst in Frankreich gibt es arme Leute. Armut und Elend sind chronische Krankheiten im Mittelmeergebiet, in Süd- und Mittelitalien, Griechenland, Spanien und Portugal, in eben den Ländern also, die durch die kommunistische Propaganda stärker gefährdet sind.

Warum wollen wir nicht zunächst diese Armut und dieses Elend beseitigen, um dann geschlossen und entschlossen den anderen Gebieten zu helfen? Die Erfahrung hat ausnahmslos die Richtigkeit der goldenen Regel bestätigt, daß nur dank der intensiven Konzentration kollektiver Anstrengungen die Ziele einer Gemeinschaft erreicht werden können. Um den nichteuropäischen Völkern entgegenzukommen, zersplittern wir unsere knappen Energien, und die brennenden Fragen unserer europäischen Heimat bleiben ungelöst.

Wie sollen wir die Afrikaner und die Asiaten vor einer Gefahr beschützen, die uns im eigenen Hause bedroht? Wie kann unsere Lehre, wie kann unser Beispiel in dieser Art nützlich sein? Bereitwillig und missionarisch begeistert unterstützen wir die neuen Staaten bei der Erreichung ihrer Einigkeit und Unabhängigkeit. Aber wir, die "Wohlhabenden", dulden seit zwanzig Jahren, daß mitten im Herzen Europas eine Nation wie Deutschland an einer Spaltung leidet, die moralisch, historisch und politisch nicht nur skandalös, sondern grausam und unmenschlich ist.

Wir sollten die Intelligenz, die Kultur und die finanziellen Mittel, die zu unserer Verfügung stehen, vor allem dem Aufbau Europas widmen. Erst wenn wir politisch und wirtschaftlich einig, stark und unabhängig sind, können wir mit Rat und Tat den Übersee-Völkern wirksame Hilfe leisten.

Salin

Natürlich haben wir in allen unseren hochindustrialisierten Staaten selbst unterentwickelte Zonen. Wenn wir das Problem jetzt aber mit solcher Intensität gegenüber Afrika, Asien und so weiter behandeln, liegt das an der weltpolitischen Situation. Ich würde sagen, es ist eines der Stadien, zu denen uns die imperialistische Politik geführt hat. Diese Politik hat zunächst einmal in Ausbeutung bestanden; dann hat man Ordnung geschaffen, und nun führt sie in einem neuen Stadium dazu, daß man diese Armen meiner Meinung nach nicht einfach sich selbst überlassen darf, wie es im Kongo geschehen ist. Wenn man sie schon freiläßt, dann sollte man vielmehr danach trachten, sie dabei auch auf die eigenen Füße zu stellen. Ich glaube, nichts anderes steht dahinter. Wir haben das Erbe des neunzehnten Jahrhunderts übernommen und müssen es abtragen.

Brand

Ich muß mich dagegen verwahren, daß Entwicklungshilfe als eine Art Wiedergutmachung für Ausbeutung und Imperialismus angesehen wird. Ich kann mich nicht für eine Schuld verantwortlich fühlen, die nicht besteht. In den Worten "Ausbeutung" und "Imperialismus" kommt nämlich bewußt oder unbewußt zum Ausdruck, daß die Entwicklungsländer dadurch in ihrer Entwicklung behindert worden seien. Man braucht nur an Äthiopien und Liberia zu denken, um zu sehen, daß das nicht stimmt. Selbst wenn einige Länder in dieser Hinsicht schuldig sein sollten, würde ich es ablehnen, aus diesem Grunde zu helfen, weil das der Anerkennung einer Kollektivschuld gleichkäme. Wir sollten klar erkennen, daß wir Entwicklungshilfe nicht aus humanitären und moralischen Gründen leisten wollen und müssen, sondern aus politischer Verantwortung und Solidarität, mit anderen Worten: aus aufgeklärtem Selbstinteresse.

Wir sehen täglich, daß Friede und Wohlstand unteilbar geworden sind, wie es ein Afrikaner kürzlich etwas pathetisch ausdrückte. Wir können unseren heutigen Wohlstand letztlich nicht genießen unter

dem Motto: "Après nous le déluge", sondern nur, wenn wir an die Zukunft mit "Ach wie schön, daß morgen Sonntag ist" denken können.

Als Erbe des Imperialismus kann eher eine exogene Zersetzung statisch-traditioneller Gesellschaften verstanden werden, die in diesen Ländern eine Entwicklung eingeleitet hat, welche sich zunächst als Entwicklungsanspruch äußert. Diese exogene Zersetzung wäre aber auch ohne den Imperialismus eingetreten. Der Begriff des "Imperialismus" kann meines Erachtens allenfalls als Ursache verstanden werden für Phänomene, mit denen wir uns heute auseinandersetzen haben. Ich glaube allerdings auch mit Herrn Salin, daß wir das Erbe des neunzehnten Jahrhunderts übernommen haben und es abtragen müssen. Darunter verstehe ich jedoch die Anerkennung der Volkssouveränität. Nur weil wir selbst von dieser Idee durchdrungen waren und es auch heute noch sind, haben wir die Unabhängigkeit der Entwicklungsländer gefördert.

Köpke

Auch angesichts des menschlichen Elends ist eine vielfältige Entwicklungshilfe heute absolut notwendig.

Hinzukommt die politische Gefahr, die hinter der Armut steckt.

Sicherlich sind, wie Herr Cohen schon erwähnte, die Motive zur Entwicklungshilfe sehr unterschiedlich. Neben karitativen und machtpolitischen Motiven steht das nüchterne geschäftspolitische Interesse, neue Absatzmärkte und billige Rohstoffquellen zu finden.

In den Industrieländern hat sich noch kein realistisches Denken entwickelt, das sowohl von idealistischer Schwärmerei als auch von egoistischen Machtinteressen frei wäre. Gewiß haben dazu auch einige Auswüchse in manchen Entwicklungsländern beigetragen, die berechnete, scharfe Abwehraktionen in der Bevölkerung der Bundesrepublik auslösten, wie zum Beispiel das so populär gewordene goldene Bett, das ökonomische Hilfe ad absurdum führte.

In wenigen Jahrzehnten wird es nur noch eine Welt geben, und unser gesellschaftliches Zusammenleben wird durch weltweite Arbeitsteilung und Kooperation bestimmt werden. Daran müssen wir unsere Entwicklungshilfe orientieren.

Salin

Sie haben sicherlich psychologisch recht: Man findet in der Bevölkerung sehr wenig Widerhall. Sachlich ist im Rahmen der Entwicklungshilfe ein so hoher Betrag versprochen worden, daß der Finanzminister darüber graue Haare bekommt. Man wagt nur nicht, die Ziffern, die ich zu kennen glaube, in der Öffentlichkeit zu nennen, obwohl damit mancher amerikanische Vorwurf zum Schweigen gebracht werden könnte.

Köpke

Ich habe nur deshalb darauf hingewiesen, um damit die Diskrepanz zwischen dem Bewußtsein in der Bevölkerung gegenüber der Entwicklungshilfe und ihrer tatsächlichen Notwendigkeit aufzuzeigen. Vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus möchte ich besonders betonen, daß jedes wirtschaftliche Projekt durch einen entsprechenden Sozialplan ergänzt werden muß, um in den Entwicklungsländern eine fortschrittliche soziale Infrastruktur zu schaffen.

Prack

Ich bin kein Philosoph, sondern Bankier. Daher möchte ich über die Finanzseite der Entwicklungshilfe einige Bemerkungen auf Grund praktischer Erfahrungen machen, die ich selbst in den Entwicklungsländern sammeln konnte.

Wir stellen heute in Europa ein wachsendes Unbehagen fest, das durch die immer wieder auftauchenden Fälle von Vergeudung der den Entwicklungsländern zur Verfügung gestellten Mittel verursacht wird. Es kann nicht mehr bestritten werden, daß beträchtliche Teile der Wirtschaftshilfe ihr Endziel nicht erreichen, über die Höhe dieser "Verluste", die auf dem Wege vom Geber zum Endempfänger entstehen, gehen die Ansichten stark auseinander. Ein Funktionär einer internationalen Organisation, die sich mit Entwicklungshilfe beschäftigt, hat kürzlich geschätzt, daß von den rund acht Milliarden Dollar, die im Jahre 1962 den Entwicklungsländern zugeflossen sind, allein zwei Milliarden als Fluchtkapital wieder nach Europa und Amerika zurückgewandert seien, also irgendwie am Wege hängenblieben. Hierbei müssen wir sowohl den Geber- als auch den Nehmerländern Vorwürfe machen.

Versuche und Bemühungen, die Entwicklungshilfe rationeller zu gestalten, sind daher außerordentlich aktuell und notwendig. Die unter dem Vorsitz des amerikanischen Generals Lucius Clay im vergangenen Jahr durchgeführte Untersuchung, die in Washington in Form eines Berichtes veröffentlicht wurde, kann als mutiger und realistischer erster Schritt in dieser Richtung angesehen werden. Auch andere Länder haben sich mit mehr oder weniger Erfolg um eine Verbesserung beziehungsweise Neugestaltung des gesamten Konzeptes der Entwicklungshilfe bemüht. Eine gesamteuropäische Initiative auf diesem Gebiet, für die meines Erachtens in erster Linie die OECD in Paris zuständig wäre, erscheint daher sehr wünschenswert. Sie wäre das geeignete Organ, die Probleme der Harmonisierung und Koordinierung der Entwicklungshilfe der freien Welt zu studieren und, wenn möglich, für die Durchführung der erarbeiteten neuen, einheitlichen Grundsätze in ihren Mitgliedsländern zu sorgen.

Auf Grund meiner praktischen Erfahrungen in Ostasien und Afrika, die ich während verschiedener Studienaufenthalte sammeln konnte, möchte ich fünf Punkte für die Erreichung einheitlicher Grundsätze zur Diskussion stellen. Vielleicht könnten damit nicht nur wesentliche Einsparungen, sondern auch eine Stärkung unserer eigenen Verhandlungsposition gegenüber den Entwicklungsländern erzielt werden.

Wenn sich diese fünf Grundsätze auch nicht immer durchsetzen lassen - denn Infrastrukturaufgaben werden stets Mittel à fonds perdu erforderlich machen;- , so dürften sie doch zweifellos zu einer wesentlichen Verbesserung der Wirksamkeit des derzeitigen Systems führen.

Erstens: Den Geberländern müßte ein weitgehendes Kontrollrecht über die Verwendung der Mittel eingeräumt werden. In Fällen, wo Verschwendung oder "Verluste" auf dem Weg vom Geberland zum Empfänger nicht abgestellt werden können, sollte man den Mut haben, die Hilfe vollkommen einzustellen.

Zweitens: Die Privatinitiative der Geberländer sollte stärker eingeschaltet werden. Das heißt, die öffentliche Hilfe sollte in steigendem Maße durch die rationellere Privathilfe abgelöst werden. Die Einsparungen auf dem Sektor der öffentlichen Hilfe könnten dazu verwendet werden, den privaten Kapitalgebern Ausfallgarantien und andere Sicherheiten zu gewähren.

Privateigentum und Investitionen in Entwicklungsländern sollten durch internationale Konventionen über Vermögensschutz - wie sie beispielsweise im Rahmen der OECD bereits diskutiert wurden - gesichert werden.

Drittens: Die Entwicklungshilfe sollte grundsätzlich nur jenen Ländern gewährt werden, die selbst bereit sind, wesentlich zum Aufbau ihrer Wirtschaften beizutragen. Ähnlich wie beim Marshall-Plan in Europa kann die Hilfe für die Entwicklungsländer nur eine "Initialzündung" darstellen, niemals aber die eigenen Anstrengungen ersetzen.

Viertens: Die Hilfe müßte allen Schichten der Bevölkerung des Entwicklungslandes zugute kommen und nicht nur einer privilegierten Klasse. Durch die sukzessive Hebung der Kaufkraft der Bevölkerung des Nehmerlandes sollte in Zukunft die Möglichkeit für einen erweiterten Handel geschaffen werden. Das ist eines der praktischen Ziele unserer Wirtschaftshilfe und liegt im Interesse beider Partner.

Fünftens: Die Hilfe sollte nur im Rahmen eines von Geber- und Empfängerländern gemeinsam erarbeiteten Gesamtaufbauplanes gegeben werden, um Fehlinvestitionen und Verzettelungen der Hilfsmittel zu vermeiden.

In dem Zusammenhang möchte ich auf das vom Völkerbund in der Zwischenkriegszeit in verschiedenen Ländern mit Erfolg durchgeführte System der Bereitstellung von fachkundigen "Beratern" verweisen, das meines Erachtens in adaptierter Form auch in Entwicklungsländern anwendbar wäre. Die Zwischenschaltung der Völkerbundberater, die keinen kostspieligen Verwaltungsapparat erforderte, ermöglichte damals eine wirksame Kontrolle der Sanierungsmaßnahmen und der Verwendung der international bereitgestellten Finanzmittel. Eine stärkere Einschaltung der Notenbanken der Entwicklungsländer bei der Verteilung und Überwachung der Auslandshilfe erscheint mir ebenfalls wünschenswert. Die ausländischen Berater, deren Empfehlungen in den Empfängerländern - aber auch von den Geberländern - nicht übersehen werden dürften, könnten ideell eine völkerverbindende Rolle spielen und eine Zusammenarbeit in die Wege leiten, die schließlich allen Beteiligten Früchte bringen würde.

Wätjen

Ich komme aus der praktischen Arbeit einer Helfergruppe in einer Entwicklungszone Südeuropas, aus Westsizilien. Wir erfahren das, was Sie aus den Höhen der Universitäten, Schulen und Behörden

beurteilen, aus der Frosch-Perspektive der Praxis. Danilo Dolci und seine Freunde arbeiten seit zwölf Jahren in jenem Elendsgebiet, einem der vielen Südeuropas; seit sieben Jahren besteht, aus jener Arbeit hervorgewachsen, die Centri-Organisation. Sie hat fünf Arbeitszentren und rund sechzig Mitarbeiter: Agrotechniker, Sozialarbeiter, Ärzte und Krankenschwestern, Lehrer. Diese Zentren sind nicht zufällig entstanden, sondern unter Berücksichtigung der typischen Mängel der Zone geschaffen worden, wie ungenutzte Bewässerungsanlagen, mit denen die Menschen nicht umgehen können, fehlende Bewässerung und so weiter. Auf Grund der langjährigen Erfahrung und aus der Einsicht gemachter Fehler hat sich eine besondere Methode des "Community Development" entwickelt. Die Gruppe steht in Verbindung mit anderen in der gleichen Richtung arbeitenden Organisationen: dem Internationalen Zivildienst, den Quäkern, dem indischen "Sarvohaja Movement" und anderen mehr. Wir haben weiterhin Kontakt mit Universitäten, Schulen und Instituten, die sich mit den uns angehenden sozioökonomischen Problemen dieser Gebiete befassen. Verschiedene Mitarbeiter unserer Gruppe, darunter auch ich, haben andere Entwicklungsländer bereist und die Verhältnisse dort studiert. So dürfen wir wohl sagen, daß die Centri-Organisation Danilo Dolcis ein Austauschplatz für Erfahrungen und Erkenntnisse des "Community Development" in den Entwicklungsländern ist.

Herr Schumacher hat für unser Problem etwas sehr Wesentliches berührt, indem er Wege zu weisen suchte, wie der Gefahr begegnet werden kann, daß die industrielle Entwicklung in diesen Ländern zum Schaden der dortigen Menschen verläuft. Auch in Sizilien sind wir besorgt, daß die Industrialisierung zu großen Industrie-Konzentrationen, zum Beispiel in Palermo oder Agrigent, führt. Dabei würden neben der notwendigen Beschaffung von Arbeit und Einkommen Elend und Entfremdung entstehen, die erfahrungsgemäß durch derartige ungesunde Ballungen hervorgerufen werden. Denken wir nur an Mailand und die Elendssiedlungen, die es umgeben.

Die Arbeitsbeschaffung bleibt die dringlichste Aufgabe, denn ohne sinnvolle produktive Arbeit verkümmert der Mensch, selbst wenn seine Ernährung durch Geschenke gesichert wird. In der extensiven Landwirtschaft der unterentwickelten Regionen gibt es auf Grund überalterter sozialer Strukturen und vielfach aufgezwungener Monokulturen, die der Zone selbst nicht von Nutzen sind, viel zu wenig Arbeitsplätze. Hier gilt es zunächst, durch eine Verbesserung der Bewirtschaftung und Bewässerung sowie durch Einführung neuer Kulturen - Gemüse-Gartenbau anstelle von Weizen und Wein und so weiter - Arbeit zu schaffen und den Menschen zu zeigen, wie sie die Ressourcen ihres Landes bewußt und sinnvoll nutzen können. Allein durch Arbeit kann der Mensch aus seiner Apathie erlöst und zu notwendigem Handeln erweckt werden.

Der erste Impuls zur Selbsthilfe wird der Bevölkerung in der von der Helferguppe initiierten Gruppenarbeit, in Bürgerkomitees, gegeben. Hier werden die praktischen Erfahrungen hinsichtlich des Aufbaus einer Industrie vermittelt. Mechanisierung der Landwirtschaft und Auswanderung der oft besten Kräfte der Bevölkerung in andere industrialisierte Zonen sind Momente, welche den Menschen die Notwendigkeit solcher Selbsthilfemaßnahmen bewußt machen.

Wenn dieses Stadium der Entwicklung erreicht ist und ohne sein Erreichen ist eine Weiterentwicklung wegen fehlender Arbeitsmöglichkeiten gar nicht denkbar;- , erhebt sich die Frage: Welche Industrien sollen geplant werden, und welchen Weg soll die Industrialisierung gehen? In Sizilien erleben wir ein warnendes Beispiel: Im Dreieck Catania-Augusta-Syrakus ist mit mißgeleiteter staatlicher Hilfe ein Industrieviertel entstanden, in welchem ein Arbeitsplatz rund 20 Millionen Lire kostet, während der ursprüngliche Plan von Prof. Vanoni, dem Berater de Gasperis, vorsah, Industrien zu schaffen, deren Kosten pro Arbeitsplatz 1,5 Millionen Lire nicht übersteigen. So kann sich jeder leicht ausrechnen, daß der Plan der Regierung, genügend Arbeitsplätze für Sizilien zu schaffen, scheiterte. An der Stelle der arbeitssuchenden Sizilianer stehen jetzt Automaten, und die Arbeitslosen wandern nach Nordeuropa ab.

Hier gibt Herrn Schumachers Gedanke eine vernünftige Antwort, von der wir lernen können.

Salin

Ich danke Ihnen, Herr Wätjen, für den interessanten Erfahrungsbericht, der die Empfehlungen des Herrn Schumacher sehr unterstreicht.

Es wäre nun wichtig, daß wir an Hand der verschiedenen Fragen, die angesprochen wurden, zu einer Diskussion über die mögliche Strukturierung der Entwicklungshilfe kommen. Bedeutsam erscheint mir, daß Herr Prack und Herr Merzyn offenbar die Auffassung vertreten, die auch ich für die allein mögliche halte: Wir können nicht dadurch Hilfe leisten, daß wir eine maximale Zahl von Leuten aus den Entwicklungsländern herausholen und bei uns ausbilden. Diese entfremden sich damit ihrem Heimatland und kehren vielleicht gar nicht mehr zurück. Umgekehrt sollten hier in den alten

Industriestaaten Menschen ausgebildet werden, die dann fähig sind, in den Entwicklungsländern technisch und sprachlich fruchtbar tätig zu werden. Auch darüber sollten wir wohl einig sein können.

Marx

Auch ich bin der Meinung, Herr Salin, daß der Schwerpunkt der Hilfe sowohl für akademische als auch technische Schulung in die Entwicklungsländer selbst verlegt werden sollte. Europa kann nur als Trainingsgebiet für Spezialausbildungen dienen. Diese sollten jedoch nur solchen Menschen geboten werden, die in ihrer Heimat bereits eine den Verhältnissen des jeweiligen Landes angepaßte Ausbildung erhalten haben und nach Möglichkeit sogar schon eine gewisse Arbeitserfahrung mitbringen.

Die Erfahrungen in unserem Afro-Asiatischen Institut für Gewerkschaftslehre und Genossenschaftswesen in Tel Aviv zeigen, daß nur diejenigen Männer und Frauen, die schon eine Grundausbildung und eine gewisse Erfahrung auf ihrem jeweiligen Tätigkeitsgebiet haben, das Studium in einem fremden Land und in einer fremden Gesellschaft voll nutzen können. Sie kennen die Probleme und Hindernisse, die der Entwicklung ihrer Länder im Wege stehen, und können daher viel besser vergleichen und sich auf das Studium der Methoden für die eventuelle Lösung spezifischer Probleme konzentrieren.

Wenn das schon für die nach Israel kommenden Menschen gilt, um wieviel wichtiger sind diese Vorbedingungen, wenn ihnen eine Aus- und Weiterbildung in den hochentwickelten Ländern Westeuropas geboten wird, im Vergleich zu denen Israel doch selbst noch ein Entwicklungsland ist.

Freiherr von dem Bussche-Streithorst

Sicherlich würden Dienste für Erziehung und Ausbildung, deren bekanntestes Beispiel das Peace Corps ist, auch dann bestehen, wenn es keine finanzielle oder technische Hilfe gäbe. Wahrscheinlich würde man dann nicht von Entwicklungshilfe sprechen, sondern Probleme der Erwachsenenfortbildung eher im Rahmen allgemeiner Überlegungen in Form von Stipendien in Angriff nehmen. Die jungen Leute würden lernen und gleichzeitig auch lehren.

Wenn wir unterstellen, daß die öffentliche Hand in den Ländern, die solche Dienste unterhalten oder zur Zeit aufbauen, Menschen verschiedener Herkunft die Möglichkeit gibt, ein bis zwei Jahre draußen zu sein, dann sollte man streng selektiv vorgehen, damit beide Seiten, das Gastland und das entsendende Land, optimalen Nutzen haben.

In den einzelnen Ländern, die solche Entwicklungshelfer entsenden, ist die soziale Wirklichkeit ganz unterschiedlich. In Deutschland scheint mir das Modell eines breit angelegten "Sozialdienstes in Übersee" noch nicht einmal andiskutiert zu sein, ebensowenig wie die Konzeption der Entwicklungshilfe ausdiskutiert ist.

Lankes

Herr Marx, man sollte die Ausbildung sowohl in den Entwicklungsländern als auch in den Geberländern durchführen. Das zeigt das Beispiel derjenigen Länder, die keine Kolonien waren, sondern als souveräne Staaten auch schon bisher für ihre eigene Entwicklung sorgen konnten. Thailand beispielsweise, das ich kenne, schickt seit etwa 70 Jahren ganz systematisch junge, begabte Leute zur Ausbildung nach Europa und nach Amerika. Bei diesen Menschen ist keineswegs eine Entfremdung gegenüber ihrem Heimatland eingetreten. Sie sind auch nicht etwa in einer nennenswerten Anzahl im Ausland geblieben. Deshalb würde ich wünschen, daß die souverän gewordenen Länder zumindest für ihre Spitzenkräfte durchaus auch von den Möglichkeiten einer Auslandsausbildung Gebrauch machen. Bei uns bestehen Ausbildungsmöglichkeiten, die es in jenen Ländern selbst auf lange Sicht hin noch nicht geben wird. Es besagt nichts, daß es zum Beispiel in Thailand Universitäten gibt, die unter anderem gute Mediziner heranbilden. Es ist immer notwendig und nützlich, daß sich die drinnen und draußen Ausgebildeten ergänzen.

Anders liegen die Dinge bei der größeren Zahl von Nichtakademikern, die praktisch erst an die Industrialisierung herangeführt werden müssen. Diese können auf die Dauer wahrscheinlich nur in ihrer Heimat selbst ausgebildet werden, wenn eine Breitenwirkung erreicht werden soll.

Herr von dem Bussche sagte eben, daß es eine Art Peace Corps auch dann geben müßte, wenn keine Entwicklungshilfe bestünde. Das ist nach meiner Meinung von sehr großer Bedeutung und betrifft unser Thema als Ganzes.

über die Formulierung des Themas bin ich nicht sehr glücklich, denn es deutet die Möglichkeit an, daß die Entwicklungshilfe auch zu einem Verfall der Entwicklungsländer führen könne und deshalb - das müßte dann logischerweise gefordert werden - einzustellen sei. Dies wäre jedoch - wie ich es sehe - eine Verkennung der geschichtlichen Situation.

Ich bin überzeugt, daß gar keine Alternative besteht, ob wir Entwicklungshilfe leisten sollen oder nicht. Diese Frage ist genauso irrelevant wie vor 50 Jahren die Frage, ob Sozialpolitik im Innern des Staates getrieben werden soll oder nicht. Zweifellos hat man es auch damals als höchst eigenartig empfunden, daß sich der Fabrikant in Hamburg um das Wohlergehen des Arbeiters in Niederbayern zu kümmern habe und einen Teil seiner Steuergelder für dessen Arbeitsausfall, Altersversorgung und Krankheit zahlen solle. Heute ist es einfach selbstverständlich, daß jeder zur Mitverantwortung für den letzten Mitbürger herangezogen wird. Nur noch das "Wie" steht zur Diskussion. Ebenso selbstverständlich müßte die Entwicklungshilfe Bestandteil der internationalen Politik sein.

Salin

Ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß Thailand insofern eine Ausnahme ist, als dort das alte Königtum noch existiert. In den meisten Entwicklungsländern stehen wir aber vor der Tatsache, daß zusammen mit der technischen Revolution eine Revolution innerhalb der gesamten Gesellschaft stattfindet. Thailand ist darum wirklich ein Sonderfall.

Ich bin der Ansicht, daß die Situation zum Beispiel in Indien völlig anders ist als in Afrika. Wir werden also eine Reihe ganz verschiedener Modelle und Hilfen ausbauen müssen. Ich möchte aber in eigener Kenntnis der Dinge hinzufügen: Selbst wenn in Tanganjika nächstens das schweizerische Tropeninstitut eingehen sollte, ist dennoch das, was dort geleistet wurde, vorbildlich. Denn man hat nun im Lande selbst damit begonnen, Mediziner auszubilden. Wenn Herr Nyerere scheitert, dann werden diese halbausgebildeten Mediziner wenigstens gute Krankenpfleger sein und können als solche eingesetzt werden.

Ähnlich liegen die Dinge in Lagos. Vergleichbar ist auch das, was von Israel aus in Guinea, Ghana und Burma geschieht. Dort werden Menschen, die selber schon Erfahrungen haben, in die Länder geholt und können mit dem Modell aus ihrer Heimat etwas tun. Ich halte es dabei für wirklich entscheidend, daß die Zurückkehrenden die Möglichkeit haben, zu Hause auch etwas zu lehren.

Schwarzenbach

Herr Salin, meine Erfahrungen beschränken sich zwar auf das Afrika südlich der Sahara. Aber gerade für dieses Gebiet muß ich Bedenken anmelden. Die Eliten dieser neuen Staaten sind bisher zum größten Teil im Ausland ausgebildet worden und repräsentieren daher eine Mentalität, die weder afrikanisch noch europäisch ist. Wollte man nun der nachfolgenden Generation fortan diese Ausbildungschance nicht einräumen, würde die Kluft zwischen der ersten und der zweiten Generation der neuen Elite viel zu groß werden. Diese Gefahr droht ohnehin in hohem Maße, weil die ältere Generation ja noch eng mit den Kolonialmächten zusammengearbeitet hat. Aber man müßte sehr selektiv vorgehen und zunächst nur die erprobten Leute bei uns ausbilden. Auch in dieser Beziehung haben die einzelnen Kolonialmächte ganz verschiedene Richtlinien verfolgt. Die Franzosen beispielsweise haben mit ihrer Assimilations-Theorie gelegentlich Geschöpfe produziert, die nur noch in St. Germain des Prés mit einem Pastis auf dem Tisch über Afrika diskutieren und nicht mehr zurückgehen wollen. Das muß in Zukunft verhindert werden.

Es scheint, daß in der bisherigen Diskussion sowohl jene, welche die Entwicklungshilfe ablehnen, als auch jene, die vehement dafür eintreten, die Industrialisierung als eines der Hauptelemente des Fortschritts ansehen. In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen - ich beschränke mich wiederum nur auf meine Erfahrungen im schwarzen Afrika;- daß die falsche Analogie zur industriellen Revolution in Europa, die sich in diesen Ländern entsprechend wiederholen lasse, eine stete Quelle von Mißverständnissen darstellt. Sie ist insofern falsch, als die europäische industrielle Revolution vom "prometheischen Impuls" angeregt und in Gang gehalten wurde. Es war immer eine schöpferische Komponente vorhanden, und weite Kreise der Bevölkerung waren daran beteiligt. Tausende von Handwerkern haben an der allmählichen Vervollkommnung der Spinnmaschinen und des Instrumentariums der "industrial revolution" mitgearbeitet.

Im Gegensatz dazu sind diese ahnengerichteten, statischen, passiven Zivilisationen im schwarzen Afrika aus Tradition nur auf Imitation eingestellt, die sie heute auf die europäischen Zaubermittel, vor allem auf die technischen Wunder, übertragen. Darum ist es so schwierig, arbeitsintensive Industrien im Sinne der "mittleren Technik" einzuführen. Der sanfte Konservatismus, der im Referat des Herrn Schumacher zum Ausdruck kommt, scheint mir deshalb so außerordentlich wertvoll zu sein, weil dem

steten Weiterschreiten vom Handwerklichen zum Frühindustriellen ein sehr großer Erziehungseffekt innewohnen könnte. Die teilweise fatal erzogenen Eliten in den neuen afrikanischen Staaten gehen aber auf Imitation aus und legen sich in ihrer Ungeduld auf die perfektesten Dinge fest, die wir ihnen als magische Mittel zur Erreichung des erstrebten Wohlstands bieten können. Daher ist es fast unmöglich, ihnen zum Beispiel - was sehr vernünftig wäre - technisch überholte, aber noch voll funktionsfähige Spinnereieinrichtungen billig zu verkaufen oder zu schenken, die vielen Arbeitskräften Beschäftigung geben würden. Sie wollen vielmehr elektronisch gesteuerte Anlagen haben, die überhaupt keine Arbeitskräfte erfordern; andernfalls fühlen sie sich diskriminiert.

Eine der Hauptaufgaben der Entwicklungshilfe scheint mir deshalb in der Erziehungsarbeit zu liegen, in der Heranziehung der wenigen vernünftigen Leute in diesen Ländern, die einen gewissen Sinn für das Maß und die Möglichkeiten besitzen.

Salin

Gilt das, was Sie gesagt haben, Herr Schwarzenbach, nur für Nigeria?

Schwarzenbach

Ich würde unter zulässiger Verallgemeinerung das ganze schwarze Afrika einbeziehen.

Danckwortt

Ich bin selber im Ausland ausgebildet worden. Auch ich bin meinem eigenen Volk gegenüber entfremdet worden. Dafür bin ich dankbar! Ich glaube nämlich, daß ich die heutige Gesellschaft in Deutschland nicht so kritisch und distanziert betrachten könnte, hätte ich nicht diese Auslandsausbildung gehabt.

Salin

Aber Sie haben hier wieder eine Position bekommen, und das ist der Unterschied.

Danckwortt

Wir müssen der leitenden Schicht und dem Führungsnachwuchs die Gelegenheit zur Ausbildung im Ausland geben, weil nur dort der kritische Blick und die Distanz gewonnen werden können, die zur Entwicklungsführung nötig sind. Aber wir müssen gleichzeitig sicherstellen, daß diese Leute nach ihrer Rückkehr wieder in entsprechende Positionen eingesetzt werden. Die Bereitschaft dazu muß vom Empfängerland kommen, wir selber können hierbei relativ wenig tun.

Der größte Teil der etwa hunderttausend Studenten aus Entwicklungsländern, die sich zur Zeit in Europa aufhalten, kommt ja nicht auf Grund einer Regierungseinladung, sondern auf eigene Initiative, und es ist außerordentlich schwierig, diesen Zustrom von den Geberländern her zu steuern. Das liegt vielmehr in erster Linie in der Verantwortung der Entwicklungsländer selbst.

Aber auch wenn die Entwicklungsländer dieses Problem der Auslandsausbildung deutlicher erkennen und eine bessere Steuerung durchführen würden, müßte man auf lange Sicht zu einem System gegenseitigen Austausches kommen, so daß auch eine größere Anzahl unserer eigenen Leute hinausgeschickt wird. Andererseits ist der Aufenthalt ausländischer Studenten bei uns ja nicht nur Hilfe für die Entwicklungsländer, sondern weitgehend auch eine kulturelle Entwicklungshilfe für uns selbst, denn wir werden durch die Anwesenheit dieser jungen Leute zum Lernen herausgefordert. Man sollte die Zweiseitigkeit in allen diesen Dingen stärker in den Vordergrund stellen.

Salin

Ich halte weitgehend für richtig, was Herr Danckwortt über die Zweiseitigkeit ausführte, aber ich glaube, er überschätzt das Positive. Ich habe diesen Fragenkreis des öfteren zum Beispiel mit indischen Experten besprochen. Diese haben mich auf die große Schwierigkeit aufmerksam gemacht, daß man innerhalb der Generation Nehrus diejenigen, die durch ihre Auslandsausbildung halb Engländer und halb Inder waren, noch akzeptiert hat. In der nächsten Generation dürfte sich aber zeigen - das können Sie, Herr Aich, wohl am besten beurteilen;- , daß gerade derjenige, der draußen war, mindere Beachtung findet, während derjenige Vorteile hat, der im Gefängnis saß.

Aich

Ich freue mich, daß dieses Problem jetzt etwas differenzierter erscheint. Vorhin hatte ich den Eindruck, daß es sich um ein "Entweder - Oder" handle.

Eine Ausbildung im Ausland ist unumgänglich, wenn aus ökonomischen oder anderen Gründen ein Ausbildungsprogramm im Heimatland selbst nicht durchgeführt werden kann. Nach Möglichkeit sollte man jedoch im Heimatland selbst ausbilden.

Außerdem gibt es einen Unterschied zwischen Auslandsstudium und Austauschstudent. Zum Auslandsstudium geht man für lange Jahre ins Ausland, während die Austauschstudenten nur etwa zwei Semester im Ausland studieren. In dieser Zeit wird man zwar entfremdet, jedoch sicherlich nicht enturzelt. Und darauf kommt es ja an. Zwischen den im Heimatland Studierenden und den während vieler Jahre im Ausland ausgebildeten Studenten besteht vielfach eine Kluft, die eine Kommunikation nahezu unmöglich macht. Die im Ausland Ausgebildeten werden im Heimatland nicht mehr akzeptiert, und das ist eine unerträgliche Situation. Wo stehen sie dann?

Peacock

War es wirklich ein Nachteil für Indien, daß Nehru ein halber Engländer war?

Aich

Nein, aber Nehru wurde ja nicht Ministerpräsident, weil er "Halbengländer" war, sondern weil er trotz seines "Halbengländertums" vierzehn Jahre in englischer Gefangenschaft verbringen mußte und sich dadurch Anerkennung schuf. Das war ein ganz anderer Prozeß. Er konnte für ein höheres Ziel kämpfen, das in dieser Dramatik für die heutige junge Generation nicht mehr existiert.

Darüber hinaus war es früher die Regel, daß künftige indische Eliten in England erzogen wurden. Heute gibt es in Indien selbst genügend Möglichkeiten, Führungskräfte auszubilden. Die kleine Minderheit der im Ausland Ausgebildeten, die aus ihrem Auslandsaufenthalt eine bessere Ausbildung ableitet - was ein noch völlig unbewiesener Anspruch ist;- , steht heute einer zahlenmäßig weit überlegenen Gruppe der im Heimatland Ausgebildeten gegenüber, die ihrerseits die im Lande selbst erworbene Ausbildung qualitativ höher bewertet als die Auslandsausbildung.

Rau

In der Regel werden sich die Ausbildungsinstrumente der technischen Hilfe und der Bildungshilfe vornehmlich an Menschen mittleren Ausbildungsniveaus wenden müssen, zum Beispiel an Techniker vom Typ des Handwerkers und geschulten Arbeiters, nicht so sehr dagegen an den akademisch geschulten Ingenieur. Gerade für diesen mittleren "level" empfiehlt sich nach meiner Auffassung eher die Ausbildung im Entwicklungsland selbst als in einem hochentwickelten Industrieland. Diese Auffassung stützt sich in erster Linie auf Argumente der "Entfremdung". Selbstverständlich spielt die Gefahr der Entfremdung eine beachtliche Rolle, besonders in Ländern mit ungewöhnlich niedrigem Einkommen, in denen sich viele Menschen förmlich drängen, aus dem sehr belastenden "austerity" - Klima herauszukommen, und dabei nach Wegen suchen, Existenzmöglichkeiten außerhalb ihres Heimatlandes zu finden. Wenn ich vornehmlich - von begründeten Ausnahmen selbstverständlich abgesehen - Ausbildung im Entwicklungsland selbst empfehle, so lasse ich mich von der Erfahrung leiten, daß diejenige Art der Ausbildung die größte Effizienz aufweist, die den Auszubildenden befähigt, mit den Bedingungen und Arbeitselementen fertig zu werden, die er an Ort und Stelle vorfindet. Es ist sehr problematisch, was viele Beispiele überzeugend beweisen, die Kenntnisse von modernsten, hochentwickelten Praktiken und Arbeitsvorgängen zu vermitteln, für deren Anwendung die Voraussetzungen im Heimatland des Auszubildenden noch gar nicht vorhanden sind.

Sobald jedoch das Übertragen moderner Arbeitsmethoden und Praktiken möglich ist, hat selbstverständlich auch die Ausbildung in einem hochentwickelten Industrieland ihren Sinn. So gibt es beispielsweise in Korea Betriebe, die technisch und kaufmännisch gut geführt sind und sich im Wettbewerb mit jedem europäischen oder amerikanischen Betrieb messen können. Viele der Techniker und Manager dieser Betriebe haben ihre Erfahrungen und Kenntnisse offensichtlich in Japan oder in Amerika gewonnen.

Salin

Ich möchte doch noch dies hinzufügen: Ich glaube, Sie unterschätzen die Gefahr des Entwurzeltseins, Herr Rau. Die Bedeutung der Frage, ob die Leute von hier aus mit Stipendien geholt oder von drüben geschickt werden, wird meines Erachtens heute abend überschätzt. Meine praktischen Erfahrungen an der Universität zeigen mir, wie die Dinge wirklich vor sich gehen. Es

besteht ein Unterschied, ob die Studenten privat oder von Regierungen geschickt werden. Bestehen Regierungsstipendien, wie zum Beispiel in Ägypten, dann sind diejenigen, die privat geschickt werden, von vornherein suspekt. Man erkennt das an den Fragebogen, die von den Gesandtschaften kommen, für die einfach gar nicht die gewünschten Erklärungen abgegeben werden können.

Auch aus Persien wird eine ziemlich große Zahl Studenten von Eltern geschickt, die es sich leisten können, die von ihnen aber nicht fordern, daß sie zurückkommen sollen. Sie wollen auch gar nicht zurückkommen, sondern heiraten bald irgendein französisches oder deutsches Mädchen und sehen dann zu, wie sie hier in einen Beruf hineinkommen. Das ist ganz sicher nicht der richtige Weg.

Wir sollten aber nun darüber sprechen, welche Mittel der Entwicklungspolitik zur Verfügung stehen, wie und wo sie eingesetzt werden sollen. Wahrscheinlich können wir in allen hundert Ländern, die in Frage kommen, den gleichen Einsatz von Mitteln überhaupt nicht verantworten.

Ich habe schon vor Jahren in einem Artikel darauf hingewiesen, daß man gut daran tut, zwischen Aufbauländern und Entwicklungsländern zu unterscheiden. Aufbauländer sind solche, bei denen von vornherein auf eine eigene Aktivität im Land gerechnet werden kann. Das sind Länder, in denen bereits eine starke ausgebildete Intelligenzschicht vorhanden ist. Das waren die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert und ist Israel in diesem Jahrhundert. Ich zweifle, ob man irgendwo anders mit gleichen Voraussetzungen rechnen kann. Der Prozeß wird also überall dort sehr viel langsamer ablaufen, wo man erst handwerkliche und geistige Führungskräfte ausbilden muß.

Eine Frage ist bisher merkwürdigerweise überhaupt noch nicht gestellt worden: Wieweit ist Entwicklung auf rein demokratischem Wege möglich? Wir haben bisher so getan, als ob dies alles demokratisch machbar sei, so wie es sich die Amerikaner vorstellen. Die Erfahrungen meiner Lebenszeit zeigen aber, daß Israel das einzige Land ist, wo eine demokratische Entwicklung möglich war. Dagegen haben wir Sowjetrußland als bestes Beispiel einer autokratischen Entwicklung. Dort ist doch ein durchaus unterentwickeltes Land im Lauf von 40 Jahren in einen Zustand gebracht worden, bei dem man schon von einer industriellen Gesellschaft sprechen kann.

Also besteht die Frage, ob wir überhaupt richtig handeln, wenn wir meinen, mit amerikanischer Demokratie - oder meinetwegen mit europäischer Demokratie - unter Einsatz der richtigen Mittel die gesetzten Ziele erreichen zu können. Muß die Entwicklung wirklich so vor sich gehen, wie das jetzt in einigen afrikanischen Staaten geschieht? Dort wirft sich irgendeiner dieser alten oder neuen Häuptlinge zum Diktator auf, frißt die anderen nach alten Methoden auf und bringt vielleicht seinem Volk, wenn er das für nützlich hält, eine Entwicklung. Aber die Frage ist ja, ob er es wirklich für nützlich hält. Wir setzen voraus, daß er die industrielle Gesellschaft will. Aber wahrscheinlich will er ja nur sein Auto haben oder das goldene Bett. Und wahrscheinlich ist er gar nicht interessiert daran, eine industrielle Gesellschaft zu schaffen, denn das würde ihn unter Umständen in seiner Position gefährden. Ich glaube, man muß da ganz klar entscheiden, welche Mittel wozu angewandt werden sollen.

Rau

Ich darf zunächst das Stichwort "Demokratie" aufgreifen. Wenn es eine Interdependenz der Ordnungen gibt, das heißt, wenn unlösbare Zusammenhänge zwischen der Wirtschafts-, Gesellschafts- und politischen Ordnung bestehen, dann sind unsere Vorstellungen von Wirtschaftsfreiheit und Demokratie nicht ohne Einschränkung bis ins letzte übertragbar und erzwingbar.

Unter den Entwicklungsländern gibt es eine Reihe von "Formaldemokratien", die bei näherer Betrachtung sehr starke autokratische, wenn nicht diktatorische Züge aufweisen. Ich habe das Ringen um demokratische Freiheit sehr aufmerksam am Beispiel Korea verfolgen können. Die Demokratie von Syngman Rhee hat sich nach einigen Verfassungsänderungen sehr bald in ein diktatorisches Regime verwandelt. Das demokratische Regime, das nach der Studentenrevolution 1960 der Syngman Rhee-Diktatur folgte, versank in Korruption und Unfähigkeit und wurde durch ein Militärregime abgelöst. Dieses wiederum wurde Ende des Jahres 1963 durch Parlamentswahlen beseitigt. Allerdings haben die Kräfte, die das Militärregime trugen, eine absolute Mehrheit im Parlament. Was jetzt in Korea vor sich geht, ist eine Art Gratwanderung zwischen dem Streben nach echter Demokratie und der durch die gesellschaftspolitische Situation bedingten Tendenz zu "gelenkter" Demokratie. Wir müssen uns offensichtlich damit abfinden, daß nicht überall die Voraussetzungen gegeben sind, das zu verwirklichen, was sich ein Schweizer oder ein Amerikaner unter Demokratie vorstellt. Die Voraussetzungen für eine echte Demokratie können nur in dem Umfange reifen, wie der notwendige Prozeß gesellschaftspolitischer Umbildung und Erziehung voranschreitet.

Die Frage, wie wir unsere Hilfsmittel verteilen sollten, ist letztlich identisch mit der oft gestellten Frage nach der Schwerpunktbildung. Die Vereinigten Staaten haben zwar versucht, einige ökonomische Kriterien für die regionale Verteilung ihrer Hilfsmittel zu entwickeln. Tatsächlich ist die regionale Verteilung der Mittel fast ausschließlich an strategischen, militärischen und außenpolitischen Forderungen und Wünschen orientiert. Wenn ich mich nicht täusche, sind etwa fünfzig Prozent der amerikanischen Entwicklungshilfe dorthin gegangen, wo sich auch der Hauptanteil der militärischen Hilfe konzentriert hat, beziehungsweise wo es aus vornehmlich außenpolitischen Erwägungen zweckmäßig erschien.

Anders ist die Situation in Frankreich, das in Fortführung seiner Aufgabe als Mutterland wohl achtzig bis neunzig Prozent seiner Hilfe an die Länder gegeben hat, die früher zu seinem Kolonialreich gehörten. Es handelt sich hier also um die Fortführung traditioneller Aufgaben und Beziehungen.

Für die Bundesrepublik liegen die Dinge viel schwieriger. Sie sieht sich den Forderungen einer großen Zahl von Entwicklungsländern gegenüber. Das Mißverhältnis zwischen den verfügbaren Mitteln und Kräften und den von Jahr zu Jahr wachsenden Hilfsansprüchen macht es nahezu unmöglich, ein rationelles System der Verteilung zu entwickeln.

Danckwort

Sollte man die Beantwortung der Frage, ob eine Entwicklung auf demokratischem oder autokratischem Wege möglich ist, nicht davon abhängig machen, inwieweit das betreffende System eine Entwicklungsmotivation oder Begeisterung in der Bevölkerung in Gang bringen kann, ob es die Kräfte von unten her wecken will und kann? Denn wenn eine zu starke Planung von oben her den Apparat zu starr werden läßt, kann sich keine Spontanität von unten her bilden. Ich glaube, daran müßte man das betreffende politische System in erster Linie messen.

Salin

Ich zweifle, ob das richtig ist. In Rußland ist ganz sicher die Spontanität auch von unten geweckt worden.

Danckwort

Ja, durch eine zugkräftige Ideologie und eine breite Partei- und somit auch Erwachsenenbildungsarbeit, mögen wir das nun sympathisch finden oder nicht.

Salin

Darum kommt es auf die Mittel an.

Aich

Diese Frage steht meines Erachtens gar nicht zur Debatte, denn die Demokratie ist ja in Europa entwickelt worden, und das ist geschichtlich bedingt.

Man kann eine Demokratie nicht nur durch Neuschaffung der Institutionen zum Funktionieren bringen. Voraussetzung ist vor allem, daß zumindest zehn Prozent der Bevölkerung politisch bewußt denken.

Salin

Das finde ich auch; aber das ist keine amerikanische Schlußfolgerung.

Schwarzenbach

Diese Gegensätze bestehen in Afrika sowohl innerhalb der Elite als auch zwischen dieser und der Majorität. Es gibt kaum integrierte Gesellschaften; sechzig Prozent der Bevölkerung von Guinea wissen kaum, daß sie Guineaner, und ebensowenig, daß sie Afrikaner sind, obwohl der Delegierte in den United Nations ständig sagt: "Le peuple guinéen désire", "Le peuple guinéen veut". Daneben gibt es die in Europa erzogene Elite wie Professor Busia, den Gegner Kwame Nkrumahs, der in Leyden Soziologieprofessor war. Als ich in einem Gespräch mit ihm schüchtern bemerkte, es sei doch nicht wahrscheinlich, daß man in Ghana mit etwa achtzig Prozent Analphabeten Westminster spielen könne, obwohl die Engländer ein "mace" ins Parlament gelegt und den Richtern Perücken aufgesetzt hätten, da gab er zur Antwort: "That's racial discrimination".

Brand

Meines Erachtens stellt sich das Problem doch so dar: Wie wird der Entwicklungswunsch in Entwicklungswollen und wie Entwicklungswollen in möglichst rationelles Handeln umgesetzt?

Ein solcher Prozeß kann nur mit politischer Macht und psychologischen Mitteln in Gang gesetzt und gehalten werden. Gewiß muß dabei die Staatsmacht viel aktiver werden als bei uns. Aber das ist doch nicht gleichbedeutend mit der Einführung eines Zwangsregimes und der Unterdrückung einer entstehenden Demokratie sui generis.

Mir ist bei einem kürzlichen Besuch in Afrika aufgefallen, wie der "afrikanische Sozialismus" als ein Mittel zur Mobilisierung des Entwicklungswollens angewandt wird, wobei das Gemeinschaftsgefühl, das dort offensichtlich eine große Rolle spielt, eine wichtige psychologische Komponente ist. Dem liegt gerade der Gedanke zugrunde, daß man motivieren muß und die Entwicklung nicht mit Zwang vorangebracht werden kann. Das kann sich zwar auch einmal zum Zwang entwickeln, ist jedoch zunächst nicht daraufhin angelegt.

Zwar muß der Staat in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen mit seiner Bürokratie die Rolle des Unternehmers übernehmen, aber auch das muß nicht Zwang bedeuten. Sowohl das Gemeinschaftsfehlen und -denken als auch die bürokratische Organisationsform scheinen mir die weitere Entwicklung der Demokratie eher zu begünstigen als zu behindern. Es können nämlich viele organisierte Gemeinschaften entstehen, was zweifellos ein Element der Demokratie wäre. Hinsichtlich der verbürokratisierten Wirtschaft hat sich bei uns und sogar in der Sowjetunion gezeigt, daß von einem gewissen Grad ab dezentralisiert werden muß, was wiederum für die Freiheit und die Demokratie günstig ist.

Diese Erfahrungen wird man auch in den Entwicklungsländern verwenden. Freilich dürfen wir die Probleme, vor die uns die Entwicklungspolitik ständig stellt und wozu auch das Dilemma zwischen Freiheit und Zwang gehört, weder vergessen noch verkennen. Diese Probleme liegen in der Entwicklung der Gesellschaft selbst begründet. Entwicklung bedeutet Wandlung und Wechsel, sich ständig erneuernde Bewegung von einem Zustand des Gleichgewichts in einen neuen. Das bestehende Gleichgewicht wird unterminiert, aufgelöst, unter Umständen zerbrochen, und ein neues Gleichgewicht wird hergestellt. Ohne diesen Prozeß gibt es keine Entwicklung. Um Disharmonie und Chaos zu vermeiden, ist es die Aufgabe jeder Entwicklungspolitik, einen gezielten Wandel herbeizuführen. Zunächst müssen Spannungen, ja Konflikte in einer Gemeinschaft erzeugt werden, um dadurch Bewegungsenergien freizusetzen. Daneben müssen jedoch Maßnahmen getroffen werden, die diese Energien zu einer echten Antriebskraft werden lassen. Von der jeweiligen Gesellschaft hängt es ab, welche Maßnahmen zunächst Vorrang haben. Zur Lösung der Probleme gibt es keine Patentrezepte. Allenfalls läßt sich modellartig darlegen, wie sie sich stellen und gelöst werden könnten.

Merzyn

Hinsichtlich des Themas Wirtschaftsordnung stimmen wir wohl alle mit Herrn Rau überein. Vielleicht kann man hinzufügen - und das gibt der Sache eine etwas makabre Note und gilt für die Wirtschaftsverfassungen der meisten Entwicklungsländer weit mehr als für die Volkswirtschaften der kommunistischen Länder;-, daß die Staatswirtschaften der Entwicklungsländer auf jegliche Rentabilitätsrechnung weitgehend verzichten und daher fast ausnahmslos unrentabel arbeiten. In den sogenannten "private sectors" dieser Länder, also dort, wo unabhängige Unternehmer wirken, fehlt weitgehend ein Markt in unserem Sinne mit Marktkonkurrenz und Marktmechanismus. Damit bleibt von unserem Bilde einer "freien Wirtschaft" außer negativen Erscheinungsformen kaum etwas übrig.

Ich möchte durch ein paar "facts and figures" weltwirtschaftliche Tendenzen aufzeigen, die zwar nichts über den Aufstieg, sicher auch nichts über den Verfall aussagen, wohl aber etwas über den Abstieg der Entwicklungsländer. In den letzten zehn Jahren ist der Anteil der Industrieländer am Welthandel von sechzig auf Sechsendsechzig Prozent gestiegen. Trotz ihrer enormen Bevölkerungszunahme verringerte sich der Anteil der Entwicklungsländer von dreißig auf zwanzig Prozent. Der sogenannte Ostblock vergrößerte seinen Anteil von acht auf zwölf Prozent.

Macht man sich weiterhin klar, daß auf der einen Seite der Bedarf der Entwicklungsländer an Importen von Konsum- oder Investitionsgütern aus den Industrieländern ständig steigt, auf der anderen Seite ihre Exporterlöse zurückgehen, dann zeigt sich ein besorgniserregender Aspekt für die wirtschaftliche Gesamtentwicklung.

Berücksichtigt man ferner, daß die Preise für industrielle Erzeugnisse ständig steigen, die Preise für Rohstoffe aber, die immerhin neunzig Prozent des Exports der Entwicklungsländer ausmachen,

fallende Tendenzen aufweisen, dann tritt der dritte negative Aspekt der weltwirtschaftlichen Entwicklung zutage.

Noch ein kurzes Wort über die progressive Verschuldung vieler Entwicklungsländer. Es ist ebenso kennzeichnend wie tragisch, daß sich gerade in den geographisch-geopolitisch wichtigsten und hinsichtlich ihrer Bevölkerungsentwicklung biologisch stärksten Ländern die größten Schwierigkeiten in einer gefährlichen bis aussichtslos erscheinenden Entwicklung anhäufen. In wenigen Jahren wird die Fremdverschuldung vieler wichtiger Entwicklungsländer ein Ausmaß angenommen haben, das die Weltpolitik und Weltwirtschaft, besonders aber den Westen, vor fast unlösbare Probleme stellen dürfte. Zudem ist diese Entwicklung politisch und psychologisch im Hinblick auf das Bild vom westlichen "Kapitalismus" und "Neokolonialismus" höchst bedenklich. Ich habe mir sagen lassen - für wichtige Länder, die ich kenne, trifft das auch sicher zu;-, daß ein Drittel der Kredite bereits für Schuldendienste und Zinszahlungen aufgewandt werden muß.

Salin

Ich kann Ihnen darauf eine klare Antwort geben. Ich sagte vorhin bereits einmal, daß wir sicher sein können: Von all diesen Schulden wird nicht ein Pfennig anders zurückgezahlt als auf dem Wege über neue Schulden. Das ist aber im Verlauf der ganzen Entwicklung des Kapitalismus so gewesen.

Es gibt einen einzigen Fall in der Wirtschaftsgeschichte - soweit ich sie kenne;- , wo die Dinge sich anders entwickelt haben: als die Vereinigten Staaten während des Ersten Weltkrieges aus einem großen Schuldnerland zu einem Gläubigerland wurden.

Merzyn

Wir sehen das wahrscheinlich alle so wie Sie, Herr Salin. Nur sollten wir es uns einmal ganz nüchtern mit den entsprechenden Konsequenzen klarmachen.

Salin

Außer den Bankiers wissen wir das wohl alle.

Merzyn

Ich weiß nicht, ob unsere Staatshaushalte das schon in aller Nüchternheit zur Kenntnis genommen haben, ob also die Finanzminister diese Schulden als offene Forderungen stehen gelassen oder bereits als Verluste abgebucht haben.

Salin

Sicherlich werden die Notenbankpräsidenten allmählich versuchen, das den Finanzministern beizubringen; eingeplant ist es noch nicht.

Merzyn

Das nimmt aber dem Tatbestand nichts von seiner Dramatik und Gefahr.

Ich möchte mit einem vierten Aspekt schließen. Wir müssen uns über den hohen Betrag klar sein, den die Kapitalflucht - am stärksten vielleicht in Südamerika - im Vergleich zu der von außen geleisteten Entwicklungshilfe ausmacht. Diese Kapitalflucht geht parallel mit einem sozialen, psychologischen und politischen Verhalten vieler Oberschichten in den Entwicklungsländern: Sie sind ausgesprochen entwicklungsfeindlich eingestellt und tun alles, um soziale und wirtschaftliche Reformen und Entwicklungen zu hintertreiben, ihnen entgegenzuwirken und sich selbst auf Kosten der Allgemeinheit weiter zu bereichern.

Salin

Das auch. Herr Prack führte ja bereits aus, daß 20 bis 25 Prozent der sogenannten Entwicklungshilfe ohne weiteres wieder in Depots nach New York und Zürich zurückfließen.

Peacock

Für eine Analyse demokratischer Entwicklung fehlt uns der Maßstab. Man kann die Demokratie auf so viele Weise definieren.

Und was ist denn der Maßstab für die wirtschaftliche Entwicklung? Ist es die Wachstumsrate oder die Verminderung der Arbeitslosigkeit? Weder bei Herrn Rau noch bei Herrn Schumacher ist das klar geworden. Welches sind eigentlich die Ziele der Entwicklungshilfe? Diese Frage ist doch nur interessant, wenn man die Entwicklung messen kann. Man kann natürlich spekulieren, aber wir als Volkswirtschaftler versuchen immer zu messen.

Salin

Sobald Sie messen wollen, sind Sie ohnehin auf einem Weg, der in den meisten Entwicklungsländern zu gar keinen Zielen führen kann. Es ist doch seltsam, daß die Leute überall den "american way of life" haben wollen. In dem Augenblick, wo Sie nach dem Wachstum des Sozialproduktes fragen, sind sie ganz entsetzt - daran haben sie gar kein Interesse, und gerade das setzen wir voraus.

Fragen Sie Menschen, die noch im Busch leben und dort ihre Wirtschaft haben, nach dem, was sie interessiert; dann würden sie wohl auch gern mit einem schönen Auto herumfahren, aber die Frage des Gesamtwachstums der Volkswirtschaft, die wir auch erst nach einigen hundert Jahren Volkswirtschaftslehre begriffen haben, interessiert sie nicht.

Was Sie fragen, ist für die UNO-Statistik wichtig, und die ist von vornherein falsch.

Goldsmith

Ich halte die Behauptung methodologisch für falsch, daß man gewisse wichtige Tatbestände nicht quantifizieren könne. Wie will man sich denn anders eine Vorstellung von ihnen machen? Es gibt natürlich manchmal große praktische Schwierigkeiten bei der Quantifizierung. Grundsätzlich kommt es jedoch darauf an, dieses "Elend", wie Herr Schumacher hervorgehoben hat, zu vermindern. Er zitierte sogar die berüchtigte Schätzung, wonach es in den Vereinigten Staaten achtunddreißig Millionen Arme gäbe. Natürlich ist dabei die Definition der Armut eine ganz andere als die für Indien anzuwendende. Soweit man sich aber dieser Unterscheidung bewußt ist, kann man auch den Elendegrad messen. Dazu gibt es viele Methoden, zum Beispiel die Messung der Kalorien. Ich gehe mit vielem, was Herr Schumacher sagte, einig, aber ich glaube nicht, daß es sich hierbei um einen Gegensatz zwischen Quantifizierbarem und Nichtquantifizierbarem handelt.

Salin

Ich bestreite nicht die Quantifizierbarkeit. Ich bestreite nur die Möglichkeit einer richtigen Quantifizierung dort, wo wir gar keine wirklichen Zahlen und Unterlagen haben. Wenn ich nicht einmal weiß, ob sich in Indien die Bevölkerung pro Jahr um 2,8 oder um 3,2 Prozent vergrößert - was die beiden differenten Annahmen sind;- , dann hängen alle Berechnungen völlig in der Luft.

Schumacher

Ich bin im Hauptberuf Direktor der Statistik des "National Coal Board" und kenne deshalb die Sachverhalte. Es gibt Menschen, die der Meinung sind, daß nicht existiert, was man nicht messen kann. Andere denken, daß alles, was man einmal gemessen hat, nun die letzte Wirklichkeit darstellt. Aus Messungen, die nicht gut definiert sind, können sehr große Fehler entstehen, besonders wenn es sich um globale Größen wie zum Beispiel das Nationaleinkommen handelt. Ich rede jetzt nicht von Ländervergleichen, sondern von der Serie über die Jahre. Daher muß man vor einer Überschätzung der Quantifizierbarkeit warnen. Denken Sie nur an die Tatsache, daß sich in den meisten Entwicklungsländern statistisch Jahr um Jahr eine Vergrößerung des Sozialproduktes ergibt. Das dient zweifellos der Propaganda der Regierungen. Dieses Wachstum ist jedoch gleichzeitig mit einer Vergrößerung des Elends verbunden, da die Leute vom Lande in die Stadt abwandern, wo ihr Minimalunterhalt viel teurer ist als auf dem Lande. Darum kann man mit dieser Quantifizierung keinesfalls eine Hebung des Wohlstandes beweisen. Wohlstand und die statistische Größe des Nationaleinkommens sind nicht identisch.

Goldsmith

Nein, das sind lediglich technische Fehler. Man muß dabei selbstverständlich das unterschiedliche Preisniveau in Stadt und Land sowie die Einkommensverteilung berücksichtigen. Natürlich kann man aus einer globalen Zunahme des Sozialproduktes nicht auf eine Abnahme des Elends - wie Sie es definieren - schließen. Das würde auch kein Statistiker tun, der seinen Beruf versteht.

von Gleich

Ich schicke voraus, daß sich meine Erfahrungen auf die lateinamerikanischen Länder beziehen, die man wohl nach Ihrer Unterscheidung, Herr Salin, weniger zu den Entwicklungsländern im eigentlichen Sinne als vielmehr zu den Aufbauländern zu rechnen hat, vielleicht mit Ausnahme von Bolivien und Paraguay. In den übrigen Ländern Lateinamerikas spielt meiner Ansicht nach die Entwicklungshilfe von außen, insbesondere in Form der Kapitalhilfe, längst nicht die entscheidende Rolle wie in anderen Entwicklungsregionen der Welt. In den meisten lateinamerikanischen Ländern hat die wirtschaftliche Entwicklung schon eine gewisse Eigengesetzlichkeit erlangt. Sie werden sich ohne unsere Hilfe nicht so wesentlich anders entwickeln als mit ihr. Wir können lediglich in manchen Bereichen ergänzend, beschleunigend und steuernd in den Entwicklungsprozeß eingreifen, um Reibungsverluste und Fehlentwicklungen zu vermeiden.

Zur Frage der Quantifizierung möchte ich auf eine ebenfalls in Lateinamerika zu beobachtende Erscheinung hinweisen, nämlich auf die häufig negativen Auswirkungen einer Quantifizierung der erwarteten wirtschaftlichen Entwicklung. Als ein sehr typisches und aktuelles Beispiel dafür sei die "Allianz für den Fortschritt" erwähnt. Auf der Konferenz von Punta del Este im Jahre 1961 wurden sowohl die angestrebten Ziele als auch die einzusetzenden Mittel zahlenmäßig fixiert. Zum Beispiel wurde eine jährliche Wachstumsrate des Bruttosozialproduktes von fünf Prozent proklamiert. Das würde bei einem durchschnittlichen Bevölkerungszuwachs von zweieinhalb Prozent eine jährliche Steigerung des Pro-Kopf-Einkommens von zweieinhalb Prozent bedeuten. Diese Wachstumsrate ist in keinem der Länder erreicht worden, die Hilfe im Rahmen der "Allianz" erhalten haben. In den Augen vieler ist dadurch das groß angelegte Hilfsprogramm in seiner Gesamtheit abgewertet worden, und die "Allianz" hat nicht zuletzt aus diesem Grunde viel von ihrem anfänglichen Schwung verloren.

Ähnliche nachteilige psychologische Wirkungen ergeben sich aus der zahlenmäßigen Fixierung der von den Vereinigten Staaten zugesagten Entwicklungshilfe, überall in Lateinamerika sprach man von der fast magischen Summe von zwanzig Milliarden Dollar, die im Laufe von zehn Jahren vergeben werden sollten. Als die jährlich gewährten Beträge die Gesamtsumme von zwei Milliarden Dollar nicht erreichten, wurde dies fast ausschließlich der "Allianz für den Fortschritt" und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Vorwurf gemacht. Wir sehen hieraus, wie in manchen Fällen die Quantifizierung sowohl der Ziele als auch der Mittel der Entwicklungshilfe zunächst übertriebene Erwartungen weckt und bei deren Nichterfüllung dann Schaden in psychologischer Hinsicht anrichten kann. Damit ist weder den Empfänger- noch den Geberländern gedient.

Streeten

Es wurde hier gesagt, daß die Ziele der Entwicklungshilfe ohne Bedeutung seien. Ich dagegen halte klare Zielvorstellungen für sehr wichtig. Von diesen hängt es nämlich ab, welchen Ländern in welcher Form und unter welchen Bedingungen Hilfe gewährt wird.

Glaubt man zum Beispiel, daß durch die Entwicklungshilfe der Lebensstandard gehoben wird und die Entwicklungsländer dadurch immuner gegen den Kommunismus werden, dann ist natürlich Entwicklungshilfe auch seitens der Russen willkommen.

Sieht man die Entwicklungshilfe dagegen in erster Linie als eine Konkurrenzwaffe im Kalten Krieg an, muß dem Westen daran liegen, daß die Entwicklungsländer keine Hilfe von den Russen annehmen.

Will man - wie Herr Schumacher - nur das Elend mildern, muß man den Elendesten helfen, woraus meistens der geringste Nutzen erwächst. Will man aber das Wachstum anregen und die Länder zur Selbsthilfe ermutigen, ist es zweckmäßiger, die Mittel denjenigen zur Verfügung zu stellen, die sie am besten nutzen können. Diese Menschen leben aber häufig nicht mehr im größten Elend.

Es ist sicher richtig, daß menschliche Handlungen gerade auch politische - oft von einer Vielzahl von Motiven bestimmt werden. Ohne klare Ziele kann aber keine wirksame Entwicklungshilfe geleistet werden. Besonders in der Zielverwirrung sehe ich eine der Hauptursachen für unsere jetzigen Enttäuschungen. Wie können wir aber eine rationale Entwicklungspolitik gestalten? Wie sollen wir auf die häufige Vergeudung der bereitgestellten Mittel reagieren, auf die Undankbarkeit, die sich in feindseligen Handlungen zeigt und darin, daß zum Beispiel Entwicklungsländer Kriegshilfen an solche Länder geben, die gegen die Geberländer kämpfen?

Auf Herrn Prack antwortend, würde ich folgende Richtlinien für notwendig halten, um eine größere Effizienz der Entwicklungshilfe zu erreichen: Erstens müßte die Hilfe im Rahmen eines rationalen oder rationaleren internationalen Handels- und Zahlungssystems gegeben werden.

Zweitens muß - wie Herr Merzyn schon sagte - eine weitgehende und steigende Verschuldung der Entwicklungsländer vermieden werden. Diese Länder wenden immer größere Teile ihrer Exporterlöse zur Schuldentilgung auf. Das birgt große Gefahren in sich und mindert den Wert der Hilfe beträchtlich.

Drittens sollte die Entwicklungshilfe den Geberländern keine Zahlungsbilanzschwierigkeiten bereiten. Man versucht zur Zeit, diesem Problem durch Bindung der Entwicklungshilfe zu entgehen; wir wissen jedoch, daß das vom Standpunkt der Nehmerländer aus die am wenigsten geeignete Form der Entwicklungshilfe ist. Darüber hinaus ist es auch keineswegs eine sichere Methode, Engpässe der Zahlungsbilanz bei den Geberländern zu vermeiden, denn das Entwicklungsland könnte seine freien Einkäufe in dem betreffenden Geberland einschränken. Die Bindung der Hilfe ist gleichbedeutend mit dem Versuch, die Mittel dafür aus der Zahlungsbilanz zu entnehmen. Es wäre aber sicherlich sinnvoller, die Zahlungsbilanz für die Hilfeleistung außer Betracht zu lassen und das Problem der internationalen Liquidität radikal anzupacken.

Viertens sollten die Hilfsmaßnahmen auf die Entwicklungspläne der Entwicklungsländer abgestimmt werden. Vor allem müssen sich diese Länder auf kontinuierliche Leistungen verlassen können. Die Furcht vor einer Reduzierung oder einem völligen Einstellen der Leistungen setzt natürlich den Wert der gegebenen Hilfe ebenfalls herab.

Fünftens sollte die Hilfe denjenigen gegeben werden, die sie volkswirtschaftlich am besten zu nutzen verstehen. Dabei sollte finanzielle Hilfe in Verbindung mit technischer Hilfe geleistet werden.

Sechstens sollte eine gerechte Verteilung der Entwicklungshilfelasten auf die reichen Geberländer erreicht werden, und die Empfängerländer sollten sich bewußt sein, daß sie früher oder später selbst in den Kreis der Geber eintreten müssen, so wie heute zum Beispiel Israel schon anderen Ländern hilft.

Allmählich sollte man die Entwicklungshilfe aus bilateraler Karitas in obligatorische multilaterale Kooperation umwandeln. Das würde eine Rationalisierung der internationalen Hilfsorganisationen zur Folge haben, wodurch dann die Mittel in breiterem Strom fließen könnten.

Cohen

Ich habe nicht gesagt, daß die Ziele nicht wichtig sind. Im Gegenteil, ich glaube, daß sie von großer Bedeutung sind. Aber ich fürchte, daß wir in der heutigen politischen Lage nicht imstande sind, eine eindeutige Definition der Ziele zu geben. Wenn wir diese Situation als Ausgangspunkt nehmen - aber vielleicht bin ich zu pessimistisch;- , dann habe ich nur sagen wollen, daß auch die Hilfe, die von anderen als rein menschlichen Motiven bestimmt wird, zu der Entwicklung eines Landes beitragen kann.

Peacock

Die Forderungen der unterentwickelten Länder auf der Genfer Konferenz beweisen, daß sie nur mit einer Befreiung vom Elend, wie sie Herr Schumacher als Ziel der Entwicklungshilfe postuliert, auf die Dauer nicht zufrieden sein werden. Das ist für mich der entscheidende Punkt in der Zukunft.

Salin

Darf ich an die Ausführungen von Herrn Schwarzenbach erinnern und die Frage stellen, welche Bedeutung den Äußerungen der Ländervertreter in Genf beizumessen ist und wer wirklich dahintersteht?

Peacock

Das ist wohl schwer zu messen.

Salin

Die Delegationen der alten Industriestaaten in Genf hatten alle nur das Gefühl, von einer Majorität überrannt worden zu sein. Wenn man aber zu irgendeinem einzelnen Punkt eine Frage stellte, dann hatte höchstens ein Drittel dieser Majorität Sachkunde, der Rest ist einfach mitgegangen, weil der afro-asiatische Block oder sonst jemand diese Richtung einschlug.

Wenn wir also erklären, dieses und jenes seien die Ziele der Entwicklungspolitik - wer will wissen, wieweit sie mit dem korrespondieren, was in jenen Ländern von einer heute oder morgen regierenden Schicht wirklich als Ziel angesehen wird? Ich weiß es nicht!

Rau

Ich bin der Meinung, daß die konkrete Frage nach der Zielsetzung eines Entwicklungsprogrammes nur von der Regierung des jeweiligen Landes unter Berücksichtigung seiner ökonomischen, aber auch politischen Situation beantwortet werden kann. Sie muß entscheiden, welchem ökonomischen Ziel: Wirtschaftswachstum, Beschäftigungszunahme oder Einkommens- bzw. Verbrauchssteigerung Priorität zukommt. Danach wird auch das wirtschaftspolitische Instrumentarium oder das Programm hinsichtlich der Maßnahmen und Investitionen unterschiedlich zu gestalten sein. Bei einer Reduzierung des Außenbeitrages würde eine entsprechende Erhöhung der heimischen Sparquote notwendig sein, wenn ein stärkeres Wirtschaftswachstum angestrebt wird. Das könnte eine "austerity" - Politik in einem solchen Umfang erforderlich machen, daß trotz steigender Bevölkerungszahl das Gesamtvolumen des privaten Verbrauches nicht wesentlich zunimmt. Viele hochindustrialisierte Länder sind diesen Weg gegangen. Wieweit eine solche Politik durchsetzbar ist, kann nur von der Regierung jedes Entwicklungslandes selbst in eigener Verantwortung entschieden werden. Dürfen wir die Entscheidung über die Wahl der Kombination wirtschaftspolitischer Zielsetzungen beeinflussen?

Goldsmith

Wir sollen ja gar nicht darüber entscheiden, welchen Entwicklungsgrad dieses oder jenes Land zu erreichen hat. Da aber unglücklicherweise die Geberländer die Gesamtsumme unter etwa hundertzwanzig Prätendenten zu verteilen haben, müssen sie doch entweder allein oder in Zusammenarbeit gewisse Prinzipien verfolgen. Es handelt sich auch nicht darum/was die einzelnen Empfängerländer tun möchten. Das kann man zwar mit in Betracht ziehen. Aber es besteht doch da ein wirkliches Verteilungsproblem, das wenigstens zunächst nur von den Geberländern, und zwar rational nur unter Anwendung bestimmter Prinzipien, gelöst werden kann. Sonst bliebe es einfach dem Zufall überlassen. Wer von den potentiellen Empfängerländern am lautesten auftritt, wer den besten und höchstbezahlten Lobbyisten hat, bekommt am meisten; oder ein Ministerialbeamter ist gegen ein Land eingekommen und gibt diesem deshalb weniger, einem anderen aber mehr. Man braucht nicht über die Einzelheiten zu streiten. Sieht man es aber als ein allgemeines Problem an, so existiert das Verteilungsproblem und kann nur auf Grund gewisser Prinzipien gelöst werden. Das hat praktische Wirkungen, die bereits erwähnt wurden. Nach Lenin ist die Hauptfrage der Politik, wer was bekommt.

Rau

"Wer was bekommt", das ist in der Tat die Frage. Wie schwierig sie zu beantworten ist, habe ich bereits angedeutet. Was die Kapitalhilfe anbetrifft, so ist die Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage, wie es durch den Zins- und Kapitalmarktmechanismus denkbar wäre, unmöglich. Für die Bundesrepublik Deutschland ist das Mißverhältnis zwischen den verfügbaren Mitteln und den gestellten Forderungen für 1965 so groß, daß kaum ein überzeugendes rationales Verteilungssystem aufgestellt werden kann. Würde man alle Entwicklungsländer berücksichtigen, die Kapitalhilfe beantragen, so würde das zu einer ökonomisch nicht zu rechtfertigenden Zersplitterung der Mittel führen. Um das bestehende Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage zu überbrücken, bot sich nach reiflicher Überlegung ein Verfahren an, das wir als "System der wandernden Schwerpunkte" bezeichnen. Es beinhaltet, daß bestimmte Regionen zugunsten anderer für zwei Jahre von der Kapitalhilfe ausgeschlossen bleiben. Diese sollen zum Ausgleich vornehmlich mit anderen Maßnahmen der Entwicklungshilfe, wie zum Beispiel technischer Hilfe, Bildungshilfe und so weiter, bedacht werden, die die Kapitalhilfe in der Regel ergänzen, sei es, daß sie spätere Kapitalhilfe vorbereiten oder sich sinnvoll an bereits gegebene Kapitalhilfe anschließen.

Dieses aus der Vergangenheit entstandene System ist gewiß nicht ideal. Die Erhöhung des Beitrages der Geberländer ist ein dringendes Problem, auch wenn sich - wie wir eingangs festgestellt haben die Problematik der Entwicklungshilfe nicht in der Erweiterung des finanziellen Rahmens erschöpft.

Salin

Ich würde aber gerne noch von Ihnen, Herr Rau, hören, ob Sie auf Grund Ihrer Erfahrungen ein Wachstum in den Entwicklungsländern ohne Inflation für möglich halten.

Rau

Ist damit die Frage gemeint, ob Wachstum ohne Inflation schlechterdings unmöglich ist, oder zielt Ihre Frage dahin, ob die Entwicklungsländer, ebensowenig wie die meisten hochentwickelten Industrieländer, inflationäre Tendenzen zügeln können, wie sie es wünschen?

Ich selbst neige zu der Auffassung, daß wirtschaftliches Wachstum theoretisch mit oder ohne Inflation möglich ist. Allerdings wird man von den Entwicklungsländern kaum erwarten dürfen, daß sie mit dem

Problem der Inflation besser fertig werden als die hochentwickelten Geberländer, denn auch sie müssen aus politischen Gründen "Vollbeschäftigungspolitik" treiben, und auch sie haben sich mit gewichtigen Interessengruppen auseinanderzusetzen. Entscheidend ist das richtige Maß. Eine Preissteigerung von zwanzig Prozent pro Jahr zum Beispiel wird in der Regel ökonomische und politische Auswirkungen haben, die wieder auf das Wachstum zurückschlagen.

Streeten

Ich glaube, daß es zum Beispiel im Hinblick auf Indien wirklich keinen Sinn hat, den Begriff "Inflation" anzuwenden, da es dort gar nicht so etwas wie ein allgemeines Preisniveau gibt. Die Substitutionsmöglichkeiten sowohl auf der Produktionsseite als auch auf der Konsumgüterseite sind so gering, daß es sinnlos ist, von einem allgemeinen Preisniveau zu sprechen. Der Preis für Reis und Getreide zum Beispiel, die Hauptnahrungsmittel der Inder, hat eine ganz andere Bedeutung als die Preise für andere Güter.

Betrachten wir einmal ein notleidendes Gemeinwesen, das einige wenige reiche Mitglieder hat. Dort steigen die Preise für Nahrungsmittel um ein Prozent, während die Preise für Luxusgüter um zehn Prozent fallen. Nach dem Index von Laspeyres würde das ein Sinken des allgemeinen Preisniveaus bedeuten, nach dem Index von Paasche dagegen ein Steigen. Das gleiche gilt für die umgekehrte Preisbewegung. Auf das Wohlergehen und die Produktivität wirkt sich ein Steigen der Preise für Luxusgüter ganz anders aus als ein Steigen der Preise für lebensnotwendige Güter. Steigende Lebensmittelpreise können katastrophale Folgen haben - steigende Preise für nichtlebensnotwendige Güter dagegen können von Vorteil sein: Erstens werden die Leute nicht deshalb mehr essen, weil die Preise für Autos steigen; zweitens dürften höhere Preise eine stärkere Ausnutzung der vorhandenen Kapazität sowie die Wiederverwendung schon etwas veralteter Fabrikationsanlagen zur Folge haben; drittens werfen höhere Preise auch höheren Profit ab, der gespart wird und zu Investitionszwecken dienen kann.

Das einzige ernste Problem ist die Auswirkung von Preiserhöhungen auf den Export. Aber die westliche Vorstellung von "Inflation" und von "allgemeinem Preisniveau" setzt eine voll integrierte Wirtschaft voraus, in der eine Ausgleichsmöglichkeit zwischen Verbrauch und Produktion besteht. Das ist aber bei den Entwicklungsländern nicht anzunehmen.

Salin

Wir müssen uns davor hüten, unsere Begriffe den anderen zu oktroyieren. Wir tun gut daran, das Wort Inflation nicht ins Indische und nicht in irgendeine der afrikanischen Sprachen zu übersetzen. Die Menschen in den Entwicklungsländern erleben Preissteigerungen, und man soll sie ruhig dabei lassen. Solange man noch in den traditionellen Vorstellungen lebt, von denen Herr Ashraff gesprochen hat, wird man mit diesem Problem viel leichter fertig. Denn Preissteigerungen nimmt man fast wie ein Naturereignis hin - an Inflation ist eine Gesellschaftsordnung schuld.

von Gleich

Der Streit: wirtschaftliches Wachstum ohne, mit oder sogar durch Inflation bewegt gerade in Lateinamerika die Gemüter der Wirtschaftspolitiker sehr. Es haben sich dabei zwei Lager gebildet, von denen das der sogenannten "Monetaristen" jegliche Inflation verdammt, während die "Strukturalisten" für gewisse inflationäre Maßnahmen eintreten. Man kann in Lateinamerika genügend Beweise für und gegen jede der beiden Anschauungen finden. Es gibt Länder, deren Wirtschaft mit oder ohne Inflation hoffnungslos stagniert. Häufig wurde mit der Eindämmung der Inflation auch die Entwicklung gebremst. Auf der anderen Seite bewältigte beispielsweise ein Land wie Brasilien bis vor kurzem eine jährliche Inflation von dreißig, vierzig und mehr Prozent und machte dabei ungewöhnlich große Fortschritte. Erst im vergangenen Jahr, als die Inflation fünfundachtzig Prozent erreichte, führte sie dann zu ernstlichen Schwierigkeiten.

Ich glaube daher, daß man keine Regel aufstellen kann, wieviel Inflation ein Land zu verkraften vermag, um sich noch aufwärts zu entwickeln. In Brasilien sind die Menschen von jeher auf starke Preissteigerungen eingestellt und damit immer ganz gut fertig geworden.

Köpke

Die Fragen nach den Maßstäben für die Entwicklungshilfe sind typisch für den Interessenstandpunkt der Geberländer. Die Länder, die Entwicklungshilfe fordern, wünschen und erwarten, stellen diese für sie unproblematische Frage nicht.

Man sollte auch nur unter dem Gesichtspunkt danach fragen, daß Verschwendung und Fehlleistungen in den Entwicklungsländern vermieden und eine gewisse Rationalität und Koordinierung der Entwicklungshilfe bei den Industrieländern erreicht werden. Das gilt für die finanzielle, technische, soziale, hygienische und bildungsmäßige Hilfe gleichermaßen.

Gemessen am Lebensstandard der Industrieländer, ist doch das Hauptziel der Entwicklungshilfe, nämlich die dringende Verbesserung der täglichen Lebensbedingungen dieser Völker, sehr bescheiden. Wir müssen zu Opfern bereit sein, um die materielle Not und die damit verbundenen Formen der Unfreiheit zu beseitigen. Wir dürfen die Mentalität zum Beispiel der Inder - durch die amerikanische oder europäische Brille gesehen - nicht mit einer schlechten Arbeitsmoral gleichsetzen. Viele psychologische Erscheinungen lassen sich auf historische und gesellschaftliche Wurzeln zurückführen, die jetzt revolutionierend neu zu gestalten sind.

Herr Schumacher hat die "intermediate technology", also eine den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen angepaßte Technik, als Mittel empfohlen. Er hat die Anwendung einfacher technischer Hilfsmittel unter anderem mit beschäftigungspolitischen Überlegungen und vor allem bevölkerungsstrukturpolitischen Hinweisen begründet. Die Menschen sollen nach Möglichkeit in den Dörfern und kleinen Städten bleiben und dort Arbeit finden, damit keine proletarisierten Ballungszentren entstehen. Dieser Gedanke ist bestechend, birgt aber zahlreiche Probleme in sich. Ob damit die Ernährungsbasis der Agrargesellschaften, wie etwa in Indien, wesentlich verbreitert wird, erscheint fraglich. Ich habe zum Beispiel in Erfahrungsberichten gelesen, daß indische Sozialarbeiter, die von europäischen Entwicklungshelfern ausgebildet worden waren, in ihren Dörfern die Hühnerzucht und die hiermit verbundenen Techniken populär machen wollten. Sie sind mit diesem Experiment bei ihren Landsleuten kläglich gescheitert, weil sie auf Tabus und religiöse Vorstellungen stießen. Viele von ihnen erlitten durch diese neuen Ideen bei den Vegetariern einen so starken Verlust an Sozialprestige, daß sie auch für andere Versuche in den gleichen Dörfern nicht mehr eingesetzt werden konnten. Wie aber kann man diese Tabus auflockern und durchbrechen? Das ist eine offene Frage, auf die ich noch keine Antwort gefunden habe.

Lankes

Es ist wohl keine Frage mehr, daß die Empfängerländer politisch den sogenannten Fortschritt, den Anschluß an das 20. Jahrhundert gewinnen wollen. Die Frage "Aufstieg oder Verfall durch Entwicklungshilfe" wird bestenfalls noch abseits vom wirklichen Geschehen diskutiert, denn die Notwendigkeit der äußeren Hilfe steht für diese Länder nach meiner Meinung fest.

Was die Zielsetzung der Geberländer als Gruppe anbelangt, so ist hier schon einiges darüber gesagt worden. Es zeigten sich dabei vor allem volkswirtschaftliche, weltwirtschaftliche, auch humanitäre Hintergründe.

Dagegen ist die Zielsetzung eines einzelnen Geberlandes heute abend kaum berührt worden, obwohl ich glaube, daß auch sie von unserem Thema umfaßt wird. Es handelt sich um die Frage, wie die Entwicklungshilfe, die wir als Bundesrepublik Deutschland geben, in unsere Außenpolitik eingepaßt werden kann. Wieweit darf sie es, wieweit muß sie es?

Hier möchte ich zunächst Herrn Ashraff fragen: Ist die Unterstellung zulässig, daß die Empfängerländer die Entwicklungshilfe als notwendig und richtig erachten? Sie hatten sich ja teilweise recht kritisch dazu geäußert und bewerten lediglich die Hilfe, die in Form von Geschenken, zum Teil auch als technische Hilfe gegeben wird, positiv. Ihr Fazit jedoch, soweit es die soziopolitische Seite des Empfängerlandes betraf, klang recht kritisch.

Marx

Sehr richtig, Herr Lankes. Wenn es auch manchmal den Anschein hat, daß die heute in großem Ausmaß bestehende Hilfsbereitschaft der industriell hochentwickelten Länder Ausdruck eines schlechten Gewissens ist, so wird die Entwicklungshilfe doch niemandem aufgezwungen, sondern ist eine Notwendigkeit, die von den Ländern selbst und mit Recht verlangt wird.

Ashraff

Ich bin lediglich gegen eine überstürzte Industrialisierung. Will überhaupt die Mehrzahl der Menschen in den Entwicklungsländern einen derartigen wirtschaftlichen Aufschwung? Wir haben es doch dort mit Menschen zu tun, denen die einfachsten Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufstieg - nämlich das Erwerbstreben, das Handeln nach dem ökonomischen Prinzip beziehungsweise der wirtschaftliche Rationalismus und das individuelle Denken - nahezu völlig fehlen. Müssen diese

elementaren Voraussetzungen nicht erst geschaffen werden, bevor man das Problem der Kapitalbeschaffung mit der Entwicklungshilfe löst? Wenn nämlich diese menschlichen Voraussetzungen erst einmal weitgehend gegeben sind, wird die Entwicklung der Volkswirtschaften automatisch folgen. Nicht die Kapitalbeschaffung ist das größte Problem der Entwicklungsländer. Wichtiger ist, wie man die breite Masse für eine graduelle, ausgeglichene und dauerhafte Entwicklung gewinnen kann. Löst man dieses menschliche Problem, so wird die Entwicklungshilfe überflüssig.

Aich

Worum geht es hier eigentlich? Das Thema lautet: "Entwicklungshilfe - Mittel des Aufstiegs oder des Verfalls?" Wir wissen jedoch noch immer den Bezugsrahmen nicht. Verfall welcher Bereiche, welcher Elemente und Werte? Aufstieg zu was? Herr Schumacher hat hier nur zwei Bezugsrahmen gegeben: Einmal sei durch die Einführung der westlichen Technik ein Impuls zu sozialem Wandel erfolgt, wodurch - zweitens - die Massenarmut gestiegen sei.

Herr Ashraff sagte soeben, daß es in den Entwicklungsländern Menschen gebe, die gar keine Entwicklung wollen. Natürlich gibt es solche Menschen, weil sie noch nicht von den modernen Massenkommunikationsmitteln erfaßt worden sind. Andererseits aber konnten viele Menschen für die Unabhängigkeit mobilisiert werden, weil sie glaubten, daß es ihnen nach der Erlangung der Unabhängigkeit besser gehen würde. Dieses Verlangen nach einem besseren Leben ist ein Faktum geworden, und das Streben danach wird immer größer. Das schnelle Anwachsen der Ansprüche auch der ländlichen Bevölkerung wurde von Herrn Schumacher nicht berücksichtigt.

Zur Problematik des sozialen Wandels ist folgendes festzustellen: Herr Ashraff hat sehr viele kulturpessimistische Bemerkungen gemacht. Traditionen, alte Institutionen, Freundschaft - all dies ginge verloren. Hat es je eine Gesellschaft gegeben, in der kein sozialer Wandel stattfand, in der Normen und Werte unverändert blieben und in der den alten Werten nicht nachgetrauert wurde? Man muß sich doch zu dem Prozeß des Wandels bekennen. Es gibt sehr viele alte Werte, die heute nicht mehr adäquat sind, so daß sie untergehen und durch neue ersetzt werden. Dieser Prozeß hat nichts mit "Verfall" zu tun.

Salin

Ganz sicher. Aber wir würden bei uns sagen, daß hier ebenfalls alte Traditionswerte gegenüber einem aufkommenden Materialismus erlegen und materielle Werte an deren Stelle getreten sind.

Schwarzenbach

Aber die Entwicklungshilfe ist doch nicht schuld am Zusammenbruch der alten Formen, sondern die heutige enge Verflechtung der Welt verursacht den Niedergang der alten und meist nicht mehr sehr widerstandsfähigen "Kulturen", wie zum Beispiel die der afrikanischen Stammescivilisationen.

Salin

Das will ich durchaus zugeben. Wir haben diese Fragen schon früh mit Max Weber diskutiert. Sie sagen, es geht hier um Stammesvorstellungen. Es handelt sich aber darum, daß Menschen, die magisch denken, nun lernen sollen, rational zu handeln. Dabei erhebt sich doch die Frage, wieweit sich dort diese Rationalität ohne Zerstörung der gesamten Lebenszusammenhänge einpflanzen läßt.

Schwarzenbach

Wie kann man in diese passiven, rückwärts gewendeten Gesellschaften jene Dynamik hineinbringen, durch welche die Entwicklungshilfe fruchtbar wird? Zum Beispiel ist in Afrika die Anwendung des Giftstoffes Nationalismus fast unerlässlich, um die Stammesgegensätze zu überwinden und das Volk mit einem Impetus zu erfüllen, der anders gar nicht hervorgerufen werden kann. Pikanterweise geschieht das dann ausgerechnet innerhalb der künstlichen Grenzen, welche die von den Nationalisten so heftig beförderten Kolonialmächte gezogen haben.

Schumacher

Die Formulierung im Thema: "Aufstieg oder Verfall" deutet an, daß die ganze Entwicklungshilfe vielleicht auch scheitern könnte, wie das schon öfter geschehen ist. Dann braucht man sich nicht mehr über Wertssysteme zu unterhalten.

So haben mir beispielsweise im Jahre 1955 die Leute in Burma gesagt, sie hätten keine Zeit, die Entwicklung graduell voranzutreiben und nur das Elend zu beseitigen. Sie wollten hoch hinaus. Ich konnte ihnen als Berater damals nur antworten: "Wenn Ihr so hoch hinaus wollt, dann wird Euch nichts gelingen, sondern Ihr werdet in ein allgemeines Chaos geraten." Das ist auch mittlerweile eingetreten. Ein General hat die Sache übernommen, und als die unzufriedenen Studenten in Rangun demonstrierten, holte er die Panzer und machte die Studentenheime dem Erdboden gleich. Die Studenten aber gingen in ihre Dörfer zurück. Das war das Ende des Kapitels.

Es ist also keine großartige Entwicklung in die Wege geleitet worden, sondern ein Zusammenbruch erfolgt. Die "Times" schrieb neulich: "Burma has gone underground." Die Burmesen sind heute dabei, sämtliche Inder aus ihrem Land hinauszuerwerfen. Zur Zeit treffen zweihunderttausend völlig mittellose Inder, die in Burma wohlhabend waren, in Madras und anderen indischen Städten ein.

Aich

Hat man in Burma eine falsche Technik angewandt, oder war die Sache falsch geplant?

Salin

Man hat ein falsches Ziel gesetzt.

Schumacher

Man hat sich ein Ziel gesteckt, das nicht im Bereich der wirklichen Möglichkeiten lag.

Aich

Aber die dort angewandte Technik war nicht daran schuld.

Streeten

Viele der von Herrn Schumacher aufgeworfenen Fragen betreffen die Methoden, und nicht die Ziele. Ich kann ein und dieselbe Methode für mehrere Ziele und verschiedene Methoden für das gleiche Ziel einsetzen.

Zunächst scheint mir für das, was wir anstreben, der Ausdruck "Hilfe" falsch zu sein. Ich würde richtiger von Kooperation, analog dem "Department of Technical Cooperation", sprechen. Mit dieser Art internationaler Kooperation zwischen verschiedenen Ländern könnten diese ihre eigenen wirtschaftspolitischen Ziele erreichen.

So wie der demokratische Wohlfahrtsstaat innerhalb der nationalen Grenzen um weit mehr als nur die Beseitigung des Elends bemüht ist - heute erhalten zum Beispiel die Kinder mittelloser Eltern eine ausgezeichnete Erziehung auf Kosten des Staates;- , sollte man jetzt dafür internationale Wege finden. Ich sehe das endgültige, noch weit entfernte Ziel darin, die Welt in einen internationalen Wohlfahrtsstaat zu verwandeln, eine Art Weltfamilie. In einer Familie kommt es aber nicht allein auf die Beseitigung des Elends an, sondern schließlich darauf, allen Menschen und Nationen die besten Möglichkeiten zur Selbstentwicklung und Selbstentfaltung zu geben.

Elend läßt sich jedoch nicht einfach dadurch beseitigen, daß man den Menschen die lebensnotwendige Nahrung und Kleidung zur Verfügung stellt. Vielfach ist das Elend auch eine Folge menschlicher Einstellungen, Vorurteile und Tabus. Viele Inder lehnen zum Beispiel heute noch den Genuß von Rindfleisch und getrockneter Milch ab.

Brand

Wenn wir hier schon von so großen Dingen wie "the Family of the World" reden, dann lassen Sie mich auch einmal voll in die Saiten greifen und ein - vielleicht ketzerisches - Lied anstimmen.

Ich bin dafür, daß wir als Ziel unserer Entwicklungshilfe den Grundwert unserer eigenen Gesellschaft setzen. Wir haben nämlich einen, seit zweitausend Jahren, selbst wenn wir es gar nicht mehr merken: Das ist die Selbstbestimmung, aber nicht die der Völker, sondern die Selbstbestimmung des einzelnen Menschen, worauf jene letzten Endes beruht.

Vielleicht mag dieser Begriff etwas abstrakt und formal klingen. Aber selbst in seiner unausgelegten Kürze und Formalität wehrt er etwas ab, läßt etwas offen und fordert etwas.

Er wehrt ab, daß der Mensch durch ein Kollektiv, also durch ganz wenige "anmaßende" andere, bestimmt werde. Er läßt offen, zu was der Mensch sich selbst bestimmen will, vorausgesetzt, er läßt die anderen auch sich selbst bestimmen. Insbesondere läßt er den Bezug zur Transzendenz offen oder auch zu einer Gemeinschaft, in der er nicht in seinem Selbst vergewaltigt wird.

Und schließlich fordert dieser Begriff eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, eine materielle Grundlage und einen gesellschaftlichen Rahmen, die es ihm möglich machen, sich selbst zu bestimmen.

Ich glaube, man könnte diesen Begriff zu einem Kriterium unserer Entwicklungshilfe ausarbeiten. Vorhin sagte ich, die Grundlage unserer Entwicklungspolitik müsse die Solidarität sein. Ist dort, wo dieser Wert nicht mit uns gemeinsam verfolgt wird, dieser Solidarität selbst nicht die Grundlage entzogen?

Böhme

Herr Brand, es gibt doch verschiedene Formen von Selbstbestimmung. Die eine ist aus dem europäischen Individualismus formuliert worden und hat noch heute für den Westen ihre Gültigkeit. Eine andere Form der Selbstbestimmung haben besonders die nichteuropäischen Völker geprägt, und zwar aus dem Grundansatz des Kollektivs, der Gemeinschaft, der Societät heraus. Ich halte es aber nicht für zulässig, daß die individualistische Selbstbestimmungsidee, die Europa in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat, unkritisch auf die Entwicklungsländer übertragen wird.

Brand

Ich glaube, daß Ihr Einwand nicht relevant ist, Herr Böhme. Der Begriff der Selbstbestimmung - wie ich ihn verstehe - läßt doch gerade in gewissem Maße offen, zu was der Mensch sich bestimmt. Unkritisch sollte er keinesfalls auf die Entwicklungsländer übertragen werden. Bei einer kritischen Übertragung aber, die die Selbstauffassung der anderen Kulturen in sich aufnimmt, würde sich wahrscheinlich zeigen, daß dieser Wert nicht nur die gemeinsame Grundlage des Pluralismus unserer nationalen Gesellschaft bietet, sondern auch die Grundlage eines internationalen Pluralismus.

Salin

Ich frage mich, ob ein Afrikaner in seinem Kollektiv nicht mehr Selbstbestimmung hat als ein bundesrepublikanischer Individualist.

Merzyn

Ich meine, Art und Maß unserer Entwicklungshilfe muß sich nach den Eigenanstrengungen des betreffenden Entwicklungslandes richten, und zwar - jetzt muß ich plakativ sprechen - im Sinne der "Starthilfe", des "take off", und auch als Ergänzungshilfe progressiv zu den Anstrengungen des jeweiligen Landes. Das bedeutet, daß wir dem Land am intensivsten helfen, das sich die größten Eigenanstrengungen - was sehr wohl auch Verzicht auf Prestigemonumente oder eine zu überstürzte punktuelle Entwicklung bedeuten kann - abverlangt und um politische Stabilität, wirtschaftliche Rentabilität und Schutz ausländischer Investitionen bemüht ist. Das bedeutet aber auch, den Mut zu haben, einem Lande, das solche Anstrengungen kaum oder gar nicht unternimmt, jegliche Hilfe zu verweigern. Was wir alle - Industrie- und Entwicklungsländer - dringend benötigen, ist ein "Code of Good Behavior" in der Entwicklungspolitik mit Anreizen für beide Partner, sich richtig und damit zu eigenem Vorteil zu verhalten.

Salin

Ich halte dieses "take off" für nichts anderes als eine ganz bestimmte amerikanische Auffassung der Entwicklungshilfe, die mit dem, was wir irgendwann in der europäischen Entwicklung erlebt haben, überhaupt nichts zu tun hat.

Hätten wir nicht die jetzige Weltsituation, würde es sich gar nicht um Entwicklungshilfe handeln. Man würde - wie im letzten Jahrhundert - von Kapitalbeteiligung sprechen. Niemand sprach davon, daß wir den Vereinigten Staaten Entwicklungshilfe gegeben haben; de facto sind aber alle amerikanischen Bahnen mit europäischem Kapital gebaut worden. 1860/1870 haben Frankfurter, Kölner und andere "Kapitalisten" sämtliche Details amerikanischer Geographie gekannt, weil sie Kapitalien bei der UNION PACIFIC investiert hatten und - verloren ...

Das wäre genauso weitergegangen, wenn es sich um einfache kapitalistische Entwicklung handelte. Wir aber sind die Erben jener Zeit und stehen Forderungen gegenüber. Wir täuschen uns, wenn wir

meinen, man könne auch diese "Entwicklung" kapitalistisch abwickeln, und wenn wir "Kredite" geben, während wir wissen sollten, daß keiner je zurückgezahlt werden wird, außer vielleicht mit der Anleihe eines anderen Staates. Entweder wir geben selbst eine größere Anleihe, aus der der Anfangskredit zurückgezahlt wird, oder die Amerikaner geben eine größere Anleihe, durch die wir abgelöst werden. Das sind die beiden wirklichen Alternativen, die mit sehr vielen Schlagworten zugedeckt werden.

In dieser Situation stellt sich die Frage: Was kann man sich ernsthaft als Ziel setzen? Es kann doch nicht das Ziel sein, einer Lobby aus dem Land "A" hundert Millionen, der anderen Lobby aus dem Land "B" fünfhundert Millionen zu geben; und wenn ein Minister in ein Land "X" fährt, verteilt er dort eine Milliarde, wenn ein anderer nach "Y" reist, gewährt er dort zwei Milliarden. Das ist doch keine echte Entwicklungshilfe! Was soll man also tun? Hier liegt die Chance wohl nur in Form einer Multilateralität.

Daher halte ich es für so wichtig, daß wenigstens in der EWG der Versuch zu einem gemeinsamen Handeln gemacht wird. Wahrscheinlich ist eine Einigung darüber unerlässlich, wieviel Geld jährlich zur Verfügung gestellt wird und wie und auf welche Staaten man es verteilen will. Es bleibt dann nur noch die Konkurrenz aus dem Osten übrig. Der Wettlauf mit immer größeren Geschenken, die keinen Zweck haben, hört dann endlich auf.

Ich glaube jedoch, wir müssen zum Schluß auf das zurückkommen, was Herr Schumacher sicherlich ganz richtig über die "mittlere Technik" gesagt hat.

Aich

Herr Schumacher hat behauptet, daß wir die Probleme in Indien nur mit einer mittleren Technik lösen können. Das leuchtet mir nicht ein. In den Niederlanden zum Beispiel leben 354 Menschen auf jedem Quadratkilometer, die trotz moderner Technik fast vollständig beschäftigt werden können. Wieso sollte dies denn in Indien mit 134 Menschen pro Quadratkilometer unter bestimmten Voraussetzungen mit einer modernen Technik nicht genauso gut gelingen? Auch in der Bundesrepublik, wo 224 Menschen auf einem Quadratkilometer leben, gibt es Vollbeschäftigung.

Merzyn

Die Antwort auf Ihre Frage, Herr Aich, ist im Referat von Herrn Schumacher ausführlich erteilt worden: Die hochindustrialisierten Länder des Westens haben viel Kapital und wenig Menschen, während es in Indien genau umgekehrt ist; dort steht für zu viele Menschen zu wenig Kapital zur Verfügung.

Aich

Aber Indien ist doch nicht arm an Bodenschätzen. Warum also sollte eine Entwicklung in Indien nicht möglich sein, wenn sie in den Niederlanden möglich gewesen ist?

Salin

Eine solche Entwicklung ist nach unserer Meinung auch in Indien möglich. Die Frage ist jedoch, ob man nicht mit dem Arbeitsethos beginnen müßte.

Aich

Aber das ist doch eine Frage der Rentabilität.

Salin

Nein! Da muß ich aus Erfahrung entschieden widersprechen. Ich habe ja nicht nur gelegentlich zu diskutieren wie hier, sondern auch zu raten und zu handeln. Im Jahre 1936, bei der großen Arbeitslosigkeit im Kanton und in der Stadt Basel, habe ich gegen meine ökonomische Einsicht durchgesetzt, daß das zweite Hafenbecken nicht ausgebaggert wurde, sondern daß man das mit Handarbeit machte, um ein paar hundert Arbeitslose zu beschäftigen und aus der revolutionären Stimmung herauszubringen. Das war selbstverständlich sehr viel teurer. Aber in bestimmten Situationen muß man solche Maßnahmen trotz wesentlich höherer Kosten ergreifen - und das gilt eben auch für Indien.

Lankes

Das sind ad hoc-Maßnahmen, die fraglos zur Behebung des Elends getroffen werden müssen. So sehe ich auch das Referat von Herrn Schumacher: Er schlägt Maßnahmen vor, die sich im Augenblick ohne lange ökonomische Berechnungen einfach aufdrängen.

Sollte man aber nicht Maßnahmen auf lange Sicht von solchen "Feuerwehr"-Maßnahmen trennen? Ist es auf lange Sicht nicht doch denkbar, daß durch den Einsatz der allermodernsten Mittel, der Automation, eine größere Ausstrahlung, eine größere Breitenwirkung erzielt wird, daß auf die Dauer sekundär - damit mehr Arbeitsplätze geschaffen werden können als durch eine Folge von "Feuerwehr"-Maßnahmen ?

Salin

Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen: Niemand weiß es. Wir haben in Amerika die Frage der Wirkung der Automation sehr genau erörtert - unsere Kollegen studieren sie und auch die Gewerkschaften. Man kann aber keinem Arbeitslosen ansehen, ob er infolge der Automation arbeitslos geworden ist. Es wird auch wohl niemand unmittelbar durch die Automation arbeitslos, weil die Unternehmer viel zu gescheit sind, um nicht für andere Arbeitsplätze zu sorgen. Tritt dann aber einmal eine Rezession ein, werden natürlich diese Leute zuerst fortgeschickt, wenn sie ihren neuen Arbeitsplätzen nicht gewachsen sind.

Brand

Wenn Herr Schumacher nicht nur Indien, sondern zum Beispiel auch Japan in seine Betrachtungen einbeziehen würde, käme er schon selbst darauf, daß seine Darstellung nicht ganz zutrifft.

Die Anwendung einer "intermediate technology", die es übrigens noch gar nicht gibt, erfordert Veränderungen des Verhaltens und der Mentalität, die erst bewirkt werden müssen. Diese Voraussetzungen sind bisher noch nicht gegeben.

Ist der geistige und materielle Aufwand nicht der gleiche - wenn auch mit jeweils anderen politischen, psychologischen und wirtschaftlichen Techniken;- , wenn ich Menschen mit SEZ-Mentalität dazu erziehen will, eine Großraumwirtschaft, eventuell überregionaler Art, zu betreiben, wie wenn ich sie für die Anwendung einer angepaßten Technologie vorbereite? Ich glaube, daß sich das sogar ungefähr berechnen ließe. Die Frage ist also, ob die "intermediate technology" wirklich "angepaßter" ist als die Großraumwirtschaft, und selbst wenn sie es wäre, ob sie dann nicht den notwendigen Fortschritt unterbindet. Der Weg zur Industrialisierung ist nun einmal eingeschlagen und führt vom Großraum und dessen Energiezentren ins Dorf - nicht umgekehrt vom Dorf in den Großraum. Nur wenn die "intermediate technology" in diesem Rahmen gesehen wird, scheint sie mir ein sinnvolles Mittel der Entwicklungspolitik zu sein.

Salin

Aber je einfacher die Technik ist, desto leichter lassen sich die Menschen doch dazu ausbilden.

von Gleich

Wie schwierig es aber sein mag, diese "intermediate technology" einzuführen, geht zum Beispiel daraus hervor, daß sich dem Export von gebrauchten Maschinen in die Entwicklungsländer große Hindernisse entgegenstellen. Diese Maschinen sind technisch durchaus einwandfrei, genügen jedoch hier in den Industrieländern im harten Wettbewerb nicht mehr. Sie finden in Entwicklungsländern aber kaum Abnehmer.

Salin

Sie wollen sie nicht.

von Gleich

Sie wollen sie nicht, weil sie nicht modern sind. Um wieviel schwerer wird es dann sein, eine reduzierte, also auch "unmoderne" Technik dort einzuführen.

Aich

Aber das ist mit "intermediate technology" auch nicht gemeint.

Lankes

Der Schwierigkeitsgrad der Bedienung steigt ja nicht mit der Kompliziertheit der Maschine. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Seton

Darf ich hinzufügen, daß Arbeitskraft und Kapital nicht die einzigen Produktionsfaktoren sind. Der Wirtschaftsprozeß braucht auch Unternehmer und Managertum. Meine Befürchtung geht dahin, daß gerade die "mittlere Technik" den höchsten Aufwand an Managertum erforderlich macht, also gerade das, was in unterentwickelten Ländern so sehr fehlt. Der Bedarf könnte sogar höher sein als bei ganz einfacher Technik, für die praktisch überhaupt kein Managertum benötigt wird, und auch höher als bei hochentwickelter Technik, bei der die Arbeitsplätze und Fabriken in solcher Konzentration auftreten, daß man Managertum wiederum einsparen kann. Bei der "mittleren Technik" jedoch entsteht eine derartige Vervielfältigung unabhängiger Produktionseinheiten mit immerhin einem gewissen Mindestmaß an Managertum, daß der Bedarf für diesen Faktor ganz besonders groß wird.

Es ist übrigens bezeichnend, daß Japan wahrscheinlich als einziges Land, das schon vor Beginn seiner industriellen Entwicklung einen beträchtlichen Fonds an gutem Managertum besaß, mit der "mittleren Technik" Erfolg hatte. Zum Beispiel wurde die ganze Textilindustrie Japans ursprünglich mit gebrauchten Maschinen aus Lancashire aufgebaut.

Salin

Dort bestanden eben ganz andere intellektuelle Voraussetzungen, als wir sie beispielsweise heute in den afrikanischen Ländern finden.

Streeten

In dem Referat des Herrn Schumacher ist mir einiges nicht ganz klar geworden. Seine Thesen klingen in mancher Hinsicht unorthodox. Zwar greift Herr Schumacher gewisse weit verbreitete Theorien und Empfehlungen an, aber er scheint mir doch noch viel zu sehr im Banne westlicher Begriffe und Theorien zu stehen, die nicht auf die Entwicklungsländer angewendet werden können.

Dazu gehören zunächst einmal die Begriffe der Massenarbeitslosigkeit und des Arbeitskräfteüberschusses, die nur bestimmte Phänomene in den entwickelten Industrieländern bezeichnen. Wo gibt es aber diese Arbeitslosigkeit in den Entwicklungsländern? Sicherlich nicht auf dem Lande; denn um sinnvoll von dem Begriff "Arbeitslosigkeit" sprechen zu können, muß man voraussetzen, daß arbeitsfähige und arbeitswillige Arbeitnehmer vorhanden sind, daß gegen eine Zusammenarbeit mit anderen und hinsichtlich der Art der Arbeit keine Kastenvorurteile bestehen, daß die Arbeitskräfte geschult, ausreichend ernährt und gesund sind, um die Arbeit ausführen zu können, daß es eine geregelte Arbeitszeit gibt und so weiter. Sind diese Voraussetzungen gegeben, ist lediglich noch die Schaffung von Arbeitsstellen und eine entsprechende Nachfrage nach Arbeitskräften notwendig, um aus den Arbeitslosen Beschäftigte werden zu lassen.

In Südasien herrschen auf dem Lande jedoch ganz andere Verhältnisse. Die Landarbeit hat ihren eigenen Rhythmus, der vom Wetter und der Jahreszeit diktiert wird. Die Menschen dort haben einfach nicht die Einstellung von Arbeitnehmern. Um die Menschen beschäftigen zu können, bedarf es vor allem einer effektiven Landreform, einer Reform der Vorurteile und Einstellungen zum Leben und zur Arbeit und anderes. Hier müßte man mit Reformen ansetzen. Auch bei der Abwanderung in die Städte werden diese Menschen nicht zu "Arbeitslosen" im westlichen Sinne.

Herrn Schumachers Vorschlag von der "mittleren Technik" läßt einige wesentliche unterscheidende Merkmale vermissen. Es sollten zumindest drei sehr verschiedene Probleme beachtet werden, von denen jedes eine unterschiedliche Bedeutung für die Analyse und die Politik besitzt. Zunächst sollte man fragen, ob diese Industrien ländlich oder städtisch sein sollen. Zweitens muß man zwischen dem Umfang der Unternehmung und ihrem technischen Niveau unterscheiden. Drittens ist zu erwägen, welche Technik man für ein vorgegebenes spezifisches Warenbündel wählen will, beziehungsweise welche Zusammenstellung unterschiedlicher Waren, deren jede eine unterschiedliche Technik erfordert, man zugrunde legen will.

Ich verstehe auch nicht, warum man die "SEZ-Ideologie" mit "hoher Technik" identifiziert. Es ist doch durchaus möglich, Stahl, Hydroelektrizität und Zement mit mittleren Techniken zu erzeugen. Wir sehen zum Beispiel in Japan, daß höhere und mittlere Techniken auch nebeneinander bestehen können. Zum Teil hängt es von der Wirtschaftspolitik ab, daß die kleineren Betriebe und die einfacheren Methoden nicht untergehen. Es handelt sich hier nicht - wie heute schon mehrfach gesagt wurde - um ein Entweder-Oder, sondern um ein Sowohl-als-Auch. Natürlich soll vermieden

werden, daß durch die moderne Industrie Elend entsteht. Das bedeutet aber doch nicht, auf die moderne Industrie überhaupt zu verzichten.

Herr Schumacher betonte am Anfang seines Referats, daß das Entwicklungsproblem nicht durch die Vergrößerung des Kapitaleinsatzes gelöst werden könne. Es sei unsinnig, Landflucht und Massenarbeitslosigkeit auf Kapitalmangel zurückzuführen. Natürlich werden durch den Einsatz von Kapital Arbeitsplätze überflüssig. Andererseits werden aber auch neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen. Jede Arbeitseinsparung pro Kapitaleinheit kann durch einen entsprechenden Mehreinsatz an Kapital kompensiert werden. Wenn also genügend moderne Arbeitsmittel vorhanden wären, könnten die durch die Industrialisierung freigesetzten Arbeitskräfte wieder beschäftigt werden. Ich sehe jetzt einmal von der Notwendigkeit der sozialen und psychologischen Reformen der Arbeitsausbildung und so weiter ab, um das Argument ganz klar herauszuarbeiten. Diese durch zusätzlichen Kapitaleinsatz neu geschaffenen Arbeitsplätze würden einen viel höheren Lebensstandard garantieren, als wenn man an den niederen und mittleren Techniken festhielte.

Ich verstehe auch nicht, warum Herr Schumacher die Bedeutung des Hilfeumfangs und des Umfangs von Investitionen ablehnt. Was immer man auf die Frage antworten könnte, wie eine begrenzte Kapitalmenge eingesetzt werden soll - auf die Frage, ob mehr Kapital wünschenswert sei, muß sicherlich mit "ja" geantwortet werden. Ich würde durchaus beistimmen, daß Industrialisierung nicht gleichbedeutend mit der Schaffung zahlreicher Arbeitsmöglichkeiten ist und daß sie daher ernste Probleme für eine bessere Beschäftigung der auf dem landwirtschaftlichen Sektor tätigen Menschen aufwirft. Aber das bekräftigt die erhöhte Bedeutung der beschleunigten Industrialisierung, keineswegs ihre Bedeutungslosigkeit.

Damit komme ich zu einem weiteren von Herrn Schumacher aufgezeigten Problem, nämlich dem Aufwand an Kapitalkosten bei Einführung der Technik und die damit verbundene Notwendigkeit, zu sparen. Sehr viele Produktionsverbesserungen in diesen Ländern erfordern jedoch überhaupt kein Kapital, oder der Kapitalaufwand ist unwichtig. Oft kann man durch einen ganz einfachen Wechsel in den Arbeitsmethoden die Produktion steigern. Wenn die Bauern zum Beispiel in Reihen säen würden und nicht - wie heute zum Teil noch - völlig unregelmäßig, wenn sie einfach das vorüberfließende Wasser zur Bewässerung benutzten, würde der landwirtschaftliche Ertrag auch ohne Kapitalaufwand vergrößert werden. Die Menschen in diesen Ländern sind eben keine "profitmaximierenden Einheiten", wie das in der westlichen Theorie vorausgesetzt wird.

Hier geht es nicht so sehr um das "Geldausgeben" oder um die Nutzung der physischen Kraftquellen, sondern um eine Änderung der menschlichen Einstellung und der sozialen Einrichtungen. Gewisse gutgezielte Formen der Verbrauchsanhebung - zum Beispiel eine Aufklärungskampagne, Maßnahmen zum Schutz der Gesundheit, eine bessere Ernährung - dürften mehr für die Entwicklung erreichen als "Sparen". Selbst die Wirksamkeit von Investitionen und Techniken - seien es nun höhere oder mittlere - hängt von einer Anzahl anderer politischer Maßnahmen wie Landreform, Kreditreform oder Geburtenkontrolle ab, die nichts mit Kapitalaufwand oder Hilfsquellen zu tun haben.

Herr Schumacher sagte, daß die "mittlere Technik" erst geschaffen werden müsse und daß dafür Originalität und Erfindungsgabe erforderlich seien. Fehlt es aber in diesen Ländern nicht gerade an diesen Eigenschaften - vor allem auch an der Fähigkeit, die Erfindungen dann anzuwenden - viel mehr als an Kapital? Der Engpaß liegt nicht beim Kapital, sondern die Einstellung der Menschen zu den neuen Dingen, zum Experiment und zur Wandlung bereitet die eigentlichen Schwierigkeiten.

Die Menschen und Institutionen in den Entwicklungsländern sind einfach noch nicht auf eine dynamische Wirtschaft mit einem entsprechenden Wachstum eingestellt.

von Gleich

Setzt dieses Modell einer mittleren Technologie nicht voraus, daß sich das betreffende Entwicklungsland wirtschaftlich nach außen hin abschließt? Bekanntlich haben alle Entwicklungsländer den begreiflichen Wunsch, einen höheren Anteil am Welthandel zu erlangen. Einer der wenigen Produktionskostenvorteile, die sie zur Zeit besitzen, ist die relativ billige Arbeitskraft. Wenn sie nun eine Produktionstechnologie anwenden, die nur eine geringe Arbeitsproduktivität gestattet, verzichten sie damit auf ihren Kostenvorteil. Auf dem Weltmarkt werden sie dann niemals konkurrenzfähig. Gerade das aber ist doch eine ganz wesentliche Aufgabe der Entwicklungshilfe.

Ashraff

Herr Schumacher, wäre es nicht besser, wenn wir die Frage, welche "mittlere Technik" angewandt werden soll, den Regierungen der Entwicklungsländer überließe?

Schumacher

Ich erinnere mich an eine Geschichte von zwei Kühen, die friedlich an einem der großen amerikanischen Highways weiden. Da fährt ein mit Milchkannen beladener Lastwagen vorüber, an dem die Slogans von Madison Avenue zu lesen sind: "Vitami ne-reinforced - Homogenized - Pasteurized" und so weiter. Sagt die eine Kuh zur anderen: "Man kommt sich doch sehr unzureichend vor, wenn man das liest."

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Milch immer noch von den Kühen stammt. Wenn ich mir eine aggressive Bemerkung erlauben darf: Ich habe hier nur wenige Kühe angetroffen, die Milch gaben.

Da ist jedoch Herr Wätjen. Er arbeitet an einem ganz konkreten menschlichen Problem. Das interessiert nicht notwendigerweise jeden, aber es interessiert mich, daß hier in Europa meine Vorstellung über Entwicklungshilfe praktiziert wird. Unsere Bereitschaft zur Hilfeleistung bezieht sich also nicht nur auf Übersee, sondern auf alle Gebiete, in denen Elend herrscht. Ich erwähnte in meinem Referat Portugal und Sizilien.

Ich habe nicht davon gesprochen, daß die ganze Welt ein Wohlfahrtsstaat werden soll, denn das halte ich für utopisch. Darüber kann man sich unterhalten, es kommt aber nichts dabei heraus. Mir liegt nur daran, den Elenden zu helfen.

Wo bekommen wir die wirkliche Milch her, und wie verhindern wir es, daß unsere Entwicklungshilfe vielleicht gar das Elend vergrößert? Wie finden wir den richtigen Weg?

Die Publizisten haben mir vorgeworfen, daß ich meine Vorschläge nicht verkaufen könne. Nun, das wird sich ja herausstellen. Wenn wir uns hier gemeinsam um den richtigen Weg bemühen, dann müssen wir zunächst ermitteln, welcher Weg eigentlich der richtige ist. Erst dann kann weiter gefragt werden, ob man den "verkaufen" kann. Darüber sollte man jedoch nicht vorschnell urteilen. Ich habe zum Beispiel in Indien die Erfahrung gemacht, daß sich meine Idee sehr gut "verkaufen" läßt.

Schwarzenbach

Es ist eine Frage der Erziehung, die Leute dazu zu bewegen.

Schumacher

Das ist dann eine weitere Frage, die sich aber gar nicht erst stellt, wenn wir uns über den richtigen Weg nicht einig sind.

Auch die Frage der Quantität, die Herr Streeten anschnitt, ist nur sekundär; wenn wir nämlich mit dem heutigen Volumen das Falsche tun, wird mit einem größeren Volumen nicht ohne weiteres das Richtige erreicht. Ich habe mit keinem Wort behauptet, die Frage der Quantität könne nie auftreten. Das geschieht aber erst, nachdem man sich zunächst über den richtigen Weg klargeworden ist. Denn wenn man sich auf einem falschen Weg befindet und auf diesem das Tempo beschleunigt, kommt man um so schneller in den Abgrund.

Wenn in der Welt immer mehr Menschen dem Elend verfallen, weil es auf dem Lande und in den kleinen Städten keine Beschäftigungsmöglichkeiten mehr gibt, und sie aus dieser Not heraus in die großen Städte gehen und dort total verkommen, dann muß man nach einem praktischen Weg suchen, eine solche Entwicklung aufzuhalten.

Wenn wir uns das heutige Kalkutta vorstellen und bedenken, daß es in zwanzig Jahren auf die dreifache Bevölkerungsziffer anwachsen wird, kommt man zu dem Ergebnis, daß irgendwie der Versuch gemacht werden muß, das Leben außerhalb dieser Metropolen wieder aufzubauen, es wieder organisch zusammenzufügen; und zu einem organischen Leben gehört natürlich auch die Landwirtschaft.

Neben der Landwirtschaft muß an Ort und Stelle noch alles mögliche andere existieren, wie das zum Beispiel im vorindustriellen Europa der Fall gewesen ist. Da gab es Schmiede, Tischler, Schneider und so weiter. Das war eine mehr oder weniger sich selbst versorgende Wirtschaft, aus der sich etwas entwickeln konnte. Nur in einer solchen Wirtschaft liegen die geistigen und soziologischen Voraussetzungen für eine Modernisierung. Ich halte es für unmöglich, von den in wirtschaftlich abgestorbenen Gebieten übriggebliebenen kümmerlichen Bauern eine Modernisierung der Landwirtschaft zu verlangen.

Heute muß man geradezu ein Heiliger sein, um als Schullehrer in vielen dieser indischen Landdörfer und Landstädte zu leben. Die geistige Verödung dort verlangt unbeschreibliche Opfer, die bestenfalls noch mit einem Radioapparat zu ertragen sind.

Natürlich kann die Landwirtschaft gerade in Indien außerordentlich intensiviert werden. Dagegen steht aber eine Anzahl von Tabus, die man nicht direkt, sondern nur indirekt beseitigen kann. Erst wenn neue geistige Anregungen durch Handwerk und industrielle Produktion, aber auch durch künstlerisches Schaffen gegeben werden, kann eine neue Denkweise entstehen. Das Elend in diesen Ländern mit einer alten Kultur wie Indien ist nicht in erster Linie das Resultat ihrer Rückständigkeit, sondern eine Verfallserscheinung. Daß zu diesem Verfall wohl auch die Bevölkerungsentwicklung in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten beschleunigend beigetragen haben mag, will ich natürlich nicht bestreiten.

Zum Thema "mittlere Technik" möchte ich nur nochmals auf die Erfahrungen der letzten Zeit hinweisen, die in Indien an den verschiedensten Stellen gemacht wurden. Man hatte bisher immer angenommen, daß das Endprodukt bei Verwendung einer mittleren Technik teurer werden müsse als bei moderner westlicher Technik und dann das Problem auftrete, wie man diese Produktion schützen könne, um sie am Leben zu erhalten. In Hyderabad haben zum Teil auch amerikanische Ingenieure entsprechende Versuche durchgeführt. Zu ihrem größten Erstaunen konnten sie jedoch nachweisen, daß bei etwa 30 Produkten, die unter Einsatz lokaler Materialien mit mittlerer Technik hergestellt wurden - natürlich bei relativ bescheidenen Löhnen, die jedoch immer noch höher sind als die Arbeitslosen-Einkommen;- , die Endprodukte billiger wurden. Die Produktionsprozesse wurden dabei nicht einfach übernommen, sondern im Detail ausgeklügelt und neu zusammengestellt. Es traten also gar keine unlösbaren ökonomischen, insbesondere keine schwerwiegenden Rentabilitätsprobleme auf. Damit erschien zum erstenmal sozusagen ein Licht am Horizont.

Kein Mensch denkt daran, den chinesischen Fehler zu begehen und etwa mit Hilfe einer inadäquaten Technik im Hinterhof Stahl herzustellen. Es ist hier nicht von typisch modernen Produkten die Rede, die mit typisch unmodernen Methoden hergestellt werden sollen. Diesen elenden 270 Millionen Menschen in Indien fehlt es doch am Allereinfachsten, und nicht an modernen Produkten. Sie haben gar nichts. Dennoch erliegen diese Leute immer wieder der Versuchung und wollen zum Beispiel Schuhe tragen anstelle von Sandalen. Das führt dann nicht dazu, daß sie alle Schuhe besitzen, sondern daß das Sandalenmanchen untergeht und sie barfuß laufen. Um das zu erkennen, brauche ich keine ökonomischen Modelle, denn es ist überall zu sehen.

Wenn nun diese Technik nicht zu kaufen ist, dann muß sie neu geschaffen werden. Dem steht entgegen, daß die Erfindungsgabe wahrscheinlich einen Engpaß in diesen Ländern darstellt. Darum möchte ich ganz offen dafür werben, daß sich die europäischen Länder für diese Aufgabe einsetzen.

Insbesondere die Mitteleuropäer scheinen mir dazu geeignet, denn sie besitzen die erforderliche Erfindungsgabe. Könnte man dafür Propaganda machen und entsprechendes Interesse wecken, dürfte bald ein wirklicher Durchbruch erzielt werden. Diese Art der Hilfe wäre sehr viel billiger als jene Milliardenprojekte, bei denen nach meiner Ansicht nichts Gutes herauskommt. Was ich unter "mittlerer Technik" verstehe, läßt sich zum Beispiel an einer südamerikanischen Erfindung, dem sogenannten "Cinva-Ram", deutlich machen, die erlaubt, aus den einfachsten Materialien mit den einfachsten Methoden Baublöcke herzustellen. Es sollte also möglich sein, auf Grund der heutigen technischen Erfahrungen Produktionsmethoden für die Entwicklungsländer zu erfinden.

Nach meiner Ansicht können wir uns nicht so ohne weiteres auf den Standpunkt des Herrn Ashraff stellen. Wenn wir wirklich auf Grund einer gewissen Überlegenheit in der Lage sind, anderen Menschen zu helfen, dann sind wir auch verpflichtet, verantwortlich zu handeln, und dürfen nicht einfach das tun, was den Empfängern gerade wünschenswert erscheint, insbesondere wenn sie in Europa oder Amerika erzogen worden sind und manchmal aus Motiven handeln, die mit dem Ziel der Hilfeleistungen recht wenig zu tun haben.

Wird man von den lokalen Regierungen als Berater herangezogen, wie das viele der Herren hier erfahren haben, dann muß man auf ihre Fragen schon ehrlich Rat geben und darf ihnen nicht nach dem Munde reden. Man muß ihnen als anständiger "consulting engineer" sagen: "Das ist das Richtige, und wenn es Euch nicht gefällt, dann tut es mir leid." Ich kann das konstruktive Denken nicht einfach den Führern der Entwicklungsländer überlassen.

Nun sagt Mr. Streeten: Wenn der Umfang der Hilfe groß genug sei, könne man alle Arbeitslosen absorbieren, auch auf dem Niveau der modernen Technik. Geht man jedoch davon aus, daß es in Indien, sagen wir einmal: siebzig Millionen Arbeitslose gibt, und multipliziert man diese Zahl mit

tausend oder zweitausend Pfund Sterling pro Arbeitsplatz, dann kommt man auf einen Betrag, der nun wirklich völlig utopisch ist.

Streeten

Ich glaube nicht, daß es so viele Arbeitslose gibt oder richtiger, daß der Begriff hier sinnvoll anwendbar ist.

Schumacher

Dann möchte ich noch erwähnen, daß es in Indien am Ende des dritten Fünfjahresplanes eine größere Arbeitslosenzahl geben wird als zu Beginn, überdies kann dieser Plan sowieso nicht durchgeführt werden, weil er zu ambitiös ist.

Man sollte also nicht in diesen rein theoretischen Kategorien, wie zum Beispiel der berühmten Wachstumsrate, denken, sondern konkret an die Sache herangehen und fragen: Wie kann man den Elenden helfen, wie kann man diesen gegenseitigen Vergiftungsprozeß zwischen Stadt und Land aufhalten?

Was die Elektrifizierung in Indien angeht, so werden am Ende des dritten Fünfjahresplanes - wenn es klappt - 50.000 Dörfer elektrifiziert sein. Es gibt aber 550.000 Dörfer. Ich will allerdings zugeben, daß diese 50.000 Dörfer die größten sind, daß sie also mehr als nur ein Elftel des Gesamtobjektes darstellen. Es leuchtet aber ein, daß es auf weite Sicht keineswegs möglich sein wird, die Elektrizität überallhin zu verteilen. Ein sehr großer Prozentsatz des Volkes wohnt in den Dörfern, wo die Elektrizität bis zum Ende dieses Jahrhunderts nicht hinkommen wird. Diese Menschen müssen unterdessen irgendwie existieren und brauchen deshalb eine Technik, die nicht von Elektrizität abhängt.

Herr von Gleich fragte, ob die mittlere Technik eine wirtschaftliche Ausschließung bedeute. Es käme doch darauf an, daß diese Länder exportieren und dazu konkurrenzfähig sind. Aber die Millionen Arbeitslosen exportieren ja heute auch nicht; sie sind auch heute abgeschlossen. Man muß diesen Menschen doch überhaupt erst einmal ein Auskommen ermöglichen. Dabei handelt es sich um die Selbstversorgung mit den einfachsten Lebensgütern. Die Exportfrage tritt hierbei gar nicht auf. Daß natürlich der bestehende Exportsektor konkurrenzfähig sein muß, daß man in den "metropolitan areas" nur mit den modernsten Mitteln der Technik arbeiten kann, ist völlig klar. Aber es geht um die fünfundachtzig Prozent der auf dem Lande lebenden Menschen; ihnen könnte man doch vielleicht mit der "mittleren Technik" wieder eine annehmbare Lebensbasis geben.

Ich sehe in der "mittleren Technik" nicht nur eine Übergangsphase, sondern aus ganz prinzipiellen Gründen de facto ein Endziel. Ich würde sie als Basis einer Wirtschaftsstruktur oder eines Wirtschaftssystems ansehen, das eine bessere Überlebenschance hat als das explodierende Wirtschaftssystem des Westens, wo sich auch die reichsten Völker für nichts anderes interessieren als für Überlegungen, wie man das Wachstum und das Sozialprodukt steigern kann. Ob das noch sinnvoll ist und nicht solche Reibungen verursacht, daß eines Tages alles in die Luft geht, darf man gar nicht mehr fragen. Die Operation mit Wachstumszahlen ist heute zum Ritual einer Wirtschaftsreligion geworden. Diese Meinung äußere ich ganz offen, obwohl ich weiß, daß sie unpopulär ist. Für die zwei Drittel der Menschheit in den unterentwickelten Ländern aber handelt es sich darum, ein Wirtschaftssystem zu finden, das den echten menschlichen Bedürfnissen Rechnung trägt. Wahrscheinlich wird eine neue Kultur entstehen, von der wir vielleicht noch viel lernen können. Ob es aber gelingt, ist sehr fraglich, und ich teile die hie und da geäußerten Zweifel, ob überhaupt noch etwas zu retten ist.

Salin

Meine Herren, ich hoffe, Sie sind trotz der vorgerückten Stunde noch nicht zu müde, um zu empfinden, was wir Herrn Schumacher für sein Referat und Schlußwort an Dank schulden.

Ich bin mit Herrn Schumacher einig, daß ein Arbeiten mit dem Begriff des wirtschaftlichen Wachstums bei den unterentwickelten Völkern ein Unfug ist. Mit den Zahlen des wirtschaftlichen Wachstums läßt sich auch in Europa erst seit 1860 arbeiten, seit dem Augenblick, als - wie List es formuliert hat - relativ vollentwickelte Nationen, das heißt Agrar-Industrie-Handelsstaaten gleichen Niveaus, existierten. Bis dahin war auch der Begriff des Sozialproduktes schlechterdings unverwendbar.

Inwieweit Herr Schumacher hinsichtlich der technischen Möglichkeiten nicht zu pessimistisch sieht, ist mir nicht sicher. Auf die Frage der Elektrifizierung, die Sie berührt haben, geben die Amerikaner ganz andere Antworten; sie sind der Meinung, daß Atomkraftwerke gebaut werden können, die 10000

Megawatt liefern. Dann kann man ganz andere Räume mit Elektrizität versorgen, als Ihr pessimistischer Ausblick erwartet.

Lassen Sie mich bitte auf eine Zusammenfassung der Diskussion verzichten. Ich möchte gern vermeiden, daß durch abschließende Worte der für mich wichtigste Eindruck dieses Gesprächs verwischt wird: daß wir nämlich zumindest ebenso viele Standpunkte kennengelernt und zumindest ebenso viele Antworten erhalten haben, als Teilnehmer am Gespräch anwesend sind. Das aber ist ein deutliches Zeichen dafür, daß eine generelle Antwort auf unser Thema nicht-vielleicht noch nicht-möglich ist. Infolgedessen können die Ziele der Entwicklungspolitik gar nicht nüchtern genug gesteckt werden. Man kommt sicherlich nicht weiter, wenn man "american way of life" in der ganzen Welt verbreiten will, noch wenn man dorthin Geschenke macht, wo man mit ihnen gar nichts anzufangen weiß.

Wenn es aber der Sache nach gar keine einfachen, allgemeingültigen, irgendeinem Modell konformen Lösungen geben kann, dann ist die Offenheit unserer Diskussion wohl der beste Beweis dafür, daß wir uns der Schwere der Problematik bewußt gewesen und geblieben sind. Ich weiß mir keinen besseren Wunsch für Sie alle, als daß Ihnen dieses große Erlebnis einer langen Diskussion lebendig bleibe; denn noch ist die industrielle Revolution längst nicht zum Abschluß gekommen, und also kann sich die jetzt visitierte Problematik morgen nicht nur für die heute sogenannten Entwicklungsländer, sondern wieder für manchen der alten Industriestaaten stellen.

Körper

Meine Herren!

Unser heutiges Gespräch litt unter keiner beruhigenden Voreingenommenheit, da darzulegen versucht wurde, wie man mit Mitteln der Vernunft und sinnvoll übersetzter Erfahrung jeweilig operable, kontrollierte, anpassungsfähige "Modelle" schafft.

Infolge des Lernzwanges, der uns allen in unseren dem Fortschritt verschriebenen Systemen aus Gründen der Strategie des Friedens und der Verwandlung der Dimensionen aufgegeben ist, haben wir beim Nachdenken über unsere Position und über die der industriellen Welt eigene "permanente soziale Revolution" erfahren, daß Entwicklungshilfe ein strukturbestimmendes Element jeder westlichen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik geworden ist.

Wir fragen uns, wie wir die Zonen der Zusammenarbeit verstärken können, fragen also nach den Voraussetzungen und Bedingungen der Möglichkeiten für die Beseitigung von Armut und Rückständigkeit in den neugebildeten Gesellschaften. Dabei wissen wir, daß weniger zusätzliche Hilfe als vielmehr Hilfe anderer Natur verlangt wird. Raymond Aron wies darauf hin, daß zum erstenmal die Zahl der Menschen nicht mehr auf natürliche Weise durch die Größe der Versorgungsquellen beschränkt ist. Man kann menschliche Wesen leben lassen, denen man keine menschlichen Lebensbedingungen verschaffen kann.

Auf Grund seiner Erfahrung plädierte Herr Schumacher für das System der "mittleren Technik" als Motor des wirtschaftlichen Fortschritts in den Entwicklungsländern, da sie die jeweilige Gesellschaftsstruktur am wenigsten stört oder zerstört. Er stimmt hier mit den besorgten Beobachtern überein, die den Vorschlag machten, daß man den Friedens-Nobelpreis jenen verleihen müßte, die das meiste dazu beigetragen hätten, den technischen Fortschritt wieder einer zunehmenden Arbeitsintensität nutzbar zu machen.

Man weiß in den Entwicklungsländern, daß die industrielle Gesellschaft eine soziale Organisation ist, die es ermöglicht, wirksam gegen Armut und Hilflosigkeit anzugehen. Die Frage, ob diese Gesellschaft auch ein Ziel sei, müssen wir selbst erst beantworten.

Ich möchte am Ende dieses anregenden Gesprächs unseren beiden Referenten und insbesondere auch Ihnen, Herr Professor Salin, meinen herzlichen Dank aussprechen. Auch allen in- und ausländischen Teilnehmern des heutigen Abends möchte ich dafür danken, daß sie uns geholfen haben, die Vielschichtigkeit unseres Themas zu verdeutlichen.